

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Aus dem Schattenspiel meines Lebens

**Vierordt, Heinrich**

**Heidelberg, 1935**

["132. Eine Wette" bis "207. Der Mäuseregen von Pola", S. 118-182]

[urn:nbn:de:bsz:31-375559](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375559)

Sterbelager und legte den Lorbeerkranz darauf, womit dann die Stirne des Toten im Sarge bekränzt ward.

Der Karlsruher Schriftsteller- und Journalistenverein, der sich später im „Verein Karlsruher Presse“ fortsetzte, dessen erster Vorsitzender ich damals war, veranlaßte die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals: hohe Baumwipfel beschatteten das Marmorhochbild und rauschen in die Ewigkeitsträume des warmherzigen Menschen, des ehemaligen Zirkuskünstlers, des einst gernegelesenen Romanschreibers . . .

Unlange vor seinem Hinscheiden richtete er ein ergreifend schönes Gedicht an mich:

An Heinrich Bierordt.

Du zogst durch Attilas Trümmersfelder,  
Lorjos und Häupter befühlte deine Hand,  
Und neues Leben kam wieder in die steinernen Bilder,  
Die ins Gras gestürzten; die Götter schauten  
Prometheus, der sie wieder erweckte  
Durch seine Lieder.

Die Burgruinen am grünen Rhein  
Betratest du träumend, du Wundermann,  
Und sangest leise von Minne und Ehre,  
In unsterblichen Worten unsterbliche Tat.  
Und aus den Grüften traten die Nixen  
Und schüttelten Tod und Moder von sich,  
Und saugten das strahlende Licht des Tages  
Erstaunt in die langerblindeten Augen,  
Die du geöfnet mit deinem Sang.  
Und du nahest dich mir — dem toten Herzen,  
Dem toten Geiste, dem toten Wand'rer,  
Der beraubt und gemordet dalag am Rande  
Der Wandersstraße, des Werktaglebens,  
Eine Beute für Raben.  
Und deine sanfte Hand berührte  
Mir Herz und Stirn mit dem Salböl des Lebens  
Und siehe, ich lebe!  
Dank, Totenerwecker!  
Dank, Arzt! und Dank, Sänger!

\* \* \*

Emil Mario Wakano.

Karlsruhe, Jänner 1891.

### 132. Eine Wette.

Unter Bekannten von mir — es waren sogar einige Berühmtheiten, z. B. Paul Heyse, dabei — war in einem Münchener Kaffeehaus die Frage aufgeworfen worden: ob jeder Mensch in Deutsch-

lanb wenigstens einen Schimmer von Goethes und Schillers Bedeutung habe?

Die Meinungen waren geteilt. Man wettete schließlich und kam überein, den nächstbesten vorübergehenden „Mann aus dem Volke“ zur Befragung vor das gegenüberragende Goethedenkmal zu führen.

Dies geschah.

Auf die Frage, wer Goethe sei und was er Denkmalverdienendes geleistet habe, antwortete der etwas Verdugte:

„Weil er den Schiller gedichtet hat!“

### 133. Die Nachkommenschaft Darwins.

In einem Bildungsverein war ein Vortrag über Darwin gehalten worden.

Andern Morgens sagte bedauernd einer der Zuhörer vom gestrigen Abend zu einem Freund, der verhindert war, der Vorlesung anzuwohnen:

„Schade, daß du gestern nicht da warst; über Darwin wurde gesprochen.“

„Darwin? wer ist denn das?“

„Ei, der, von dem alle Affen abstammen!“ . . .

### 134. Die Dante lesende Arbeiterin.

Zur unseligen Zeit der „Inflation“ in Deutschland war ich genötigt, im Banknotendruck des „Karlsruher Tagblatts“ einen geld-eintragenden Verdienst zu suchen.

Ein Trost, ein Gewinn dieser sonst für mich so harten Zeit, in der ich, ein fast Siebzigjähriger, bei winterlichem Tagesanbruch heraus, durch die dunkeln, eisigen Straßen und in die kahlen, unwirtlichen Maschinenräume mußte, war mir, daß ich unter den vielen Arbeitern und Arbeiterinnen eine ganze Reihe lieber, umgänglicher Menschen antraf.

Zu etlichen bin ich heute noch in freundschaftlichen Beziehungen geblieben. Einer schrieb mir sogar, als er sein früheres Arbeitsfeld verlassen hatte, von auswärts rührend anhängliche Briefe. —

Unter den freundlichen Gestalten jener herben Tage steht eine ältere Arbeiterin mir in guter Erinnerung.

Eines Montags fragte ich sie: wie sie gestern ihren Sonntagnachmittag verbracht habe?

Da sagte sie: „An Sonntagnachmittagen gehe ich niemals aus; da lese ich stets im Dante. Wissen Sie, er ist vornen im Buche, mit einem Lorbeerkranz um die Stirn und einem Zweiglein in der Hand, abgebildet.“

Als ob ich nicht recht gehört habe, fragte ich sie nochmals mit steigendem Staunen:

„In weissen Werken pflegen Sie zu lesen?“

„Ei, im Dante!“ wiederholte sie und erläuterte mir, gleichsam sich halb entschuldigend:

„Wissen Sie, Herr Hofrat, ich verstehe ja lange nicht jedes Wort; aber dann gehe ich zu einer mir befreundeten Lehrerin in der Nachbarschaft; die war schon beim Papst in Rom und die weiß alles und die erklärt mir dann, was ich nicht weiß.“

Und dabei faßte sie mich scharf ins Auge und fuhr, langsamen Nachdruckes, fort:

„Ha, Sie haben eigentlich so ein ähnliches Gesicht wie der Dante; Dichter sind Sie ja gleichfalls — bei Ihnen kommt der Lorbeerkranz um die Stirne später“ . . .

### 135. Die Verehrung Grillparzers.

Im Jänner 1871 feierte ganz Wien, ganz Osterreich, ganz Deutschland den achtzigsten Geburtstag des großen Dichters Franz Grillparzer.

Der Kaiser Franz Joseph — damals allerdings erst ein Vierzigjähriger und noch lange nicht der von Schicksalschlägen unerhörtester Art hart mitgenommene Greis — ließ es sich nicht nehmen, die vier steilen Treppen zur Wohnung des Gefeierten hinaanzusteigen und sogar einem Bürgerlichen die Hand zu schütteln, was diesem sonst so volkstümlichen Mann immer schwer gefallen sein soll.

Festakte wurden zu Grillparzers Ehren veranstaltet, Festessen in öffentlichen und privaten Kreisen zu seinem Ruhme geschmaust und der Champagner — das Wort Sekt war noch keineswegs so eingebürgert wie später — floß in Strömen auf das Wohl des lorbeerkrönten Geburtstagskinds.

Aber, was meldeten die Zeitungen als besondere Merkwürdigkeit? An dem Tage, da ganz Wien, die „Phäakenstadt“, auf dem Kopfe stand, um ihrem Dichter den Kranz würdig zu flechten, ward ein, sage ein Stück seiner „Gesammelten Werke“ in den Wiener Buchhandlungen verkauft! . . .

So geht es mehr oder weniger ähnlich allen Dichtern bei ihren siebenzigsten, achtzigsten oder neunzigsten Geburtstagen. Die Menschen schicken Blumen, Torten, Fruchtkörbe, doch an das Wichtigste, für den Dichter zur Verbreitung seines Ruhmes, sowie zur Füllung seines meist magern Beutels Erfreulichste, denken nur ganz, ganz wenige: — ans Kaufen seiner Bücher!

136. Hansjakobs Ungenauigkeit im „Zitieren“.

Mein guter, alter Freund Hansjakob, der viele menschliche Vorzüge hatte, der sonst ehrlich und geradeaus, kurz, ein prächtiger Mann war, besaß aber in einer gewissen Hinsicht ein merkwürdig weites Gewissen, nämlich im „Zitieren“; also im Anführen beispielsweise von Dichtervorten, von Stellen aus Schriftstellern, nahm er es ganz erstaunlich ungenau.

Ich hatte ihm, im Frühsommer 1896 vom Markuskirchenturm in Venedig ein Gedicht gesendet, das unseren kurz zuvor gemeinsam unternommenen Ausflug auf die Heideburg (bei Haslach im Schwarzwald) schilderte.

Die vorletzte Strophe des Gedichts, das ich später unter dem Titel „Schwarzwälder Wildkirschen“ in mein „Badisches Heimatbüchlein“ aufgenommen habe, lautete:

„Gott leuchte allem, was kernhaft und echt,  
Mit goldigem Sonnenstrahle!  
Auch dem rauhen, starkknochigen Bauerngeschlecht  
Im Salmersbacher Tale!“ . . .

Ende desselben Jahres erschien Hansjakobs hübsches, lesenswertes Buch „Im Paradies“, worin er unseren Nachmittagsausflug schildert, und späterhin im Buch, unterm 5. Juni, mein Gedicht aus Venedig wortwörtlich zum ersten Male veröffentlichte — er gab in jenen Zeiläufsten allweihnachtlich in Tagebuchform seine Erlebnisse und Eindrücke während des verflossenen Jahres heraus und knüpfte seine urwüchsig-selbstgewachsenen Betrachtungen und Zeitbeurteilungen, seine „Schlenkerer“, wie er sie gerne nannte, daran.

Ich freute mich zwar seines freundlichen Gedenkens, war aber doch etwas unangenehm berührt, als ich zu meiner fast peinlichen Überraschung entdeckte, daß er in die zweitletzte Zeile der erwähnten Strophe statt meines Wortes „starkknochig“ ein in jeder Beziehung unbegründetes, mein schlichtes Gedicht stark verballhornendes „wohlhäbig“ kraft eigener, unberechtigter Machtvollkommenheit eingeschmuggelt hatte, so daß aus dem „starkknochigen“ ein „wohlhäbiges Bauerngeschlecht“ geworden war!

Ich weiß nicht, war das Wort „starkknochig“ meinem Freunde zu heldisch oder weshalb er es in ein so jämmerliches, saft- und kraftlos undichterisches „wohlhäbig“ verwandelt hatte, jedenfalls war dieses, auf den bäuerlichen Wohlstand abzielende Wort niemals in meinem Hirn entsprungen und hätte mir und meiner Art in keiner Weise gelegen. Aber Hansjakob, als richtige Bauernnatur, legte dem Geld an sich überhaupt einen übermäßigen Wert bei. So schrieb er mir auf allen Briefanschriften in Zeiten, da ich selber

noch ein „wohlhabiger“ Mann war, zu meinem gelinden Verdrusse stets: „Dichter und Rentner“ und ließ es sich durch keinen Einspruch abgewöhnen. Ihm „inponierten“ die „Renten“ vorwiegend an einem Menschen, drum ließ er es sich trotz wiederholter Verwahrungen nicht nehmen.

Ich habe ihn wegen der obigen kleinen Fälschung meiner Worte niemals zur Rede gestellt, ja, die Sache mit keinem Sterbenswörtchen auch nur erwähnt, um nicht die geringste Trübung in ein mir sonst so wertvolles, freundschaftliches Verhältnis zu bringen . . .

Hansjakob hat es keineswegs nur mir so gemacht; er hat auch Ferdinand Freiligrath sogar noch weit übler mitgespielt; er verunstaltete in der letzten Strophe dessen wundervolles Gedicht „Rebo“, indem er, kraft höchst eigener Dichterphantasie, aus Freiligraths unsterblichen, einzig schönen Worten:

„Auf einem Berge sterben,  
Wohl muß das köstlich sein!  
Wo sich die Wolken färben  
Im Morgen Sonnenschein“ —

ein völlig aus jedem Rhythmus geratenes, entartetes, elend abgeschwächtes:

«Auf einem Berge begraben,  
Das muß wohl köstlich sein,  
Wo die Wolken sich laben  
Im Morgen Sonnenschein»

geradezu musterhaft verstümmeltes Nachwerk zustande gebracht hat. Das schlimmste jedoch ist, daß dieses etwas gewissenlos umgestaltete Uding in seiner Trümmerform leider auch in andere Bücher Eingang gefunden hat!

Man darf sich niemals auf sein Gedächtnis verlassen, besonders auch bei Jahreszahlen nicht; man muß sich die Mühe nehmen, Dichterstellen stets im Urtext nachzuprüfen und zu vergleichen, ehe man lebenden oder gar toten Dichtern eine solche Unbill antut. Im „Zitieren“ tut höchste Gewissenhaftigkeit not, sonst kann es zur Leichenschändung ausarten!

### 137. Zweierlei Meinungen.

Oskar von Redwitz, der Dichter der einst vielgelesenen, vielumschwärmten „Amaranth“, konnte Scheffel nie verzeihen, daß er in der Zueignung zum „Trompeter von Säcklingen“ auf seine Amaranthdichtung spöttisch anspielt, nämlich an der Stelle, wo er vom eigenen, neuen Schwarzwaldsang bedauert:

„leider  
fehlt ihm auch der amarant'ne  
Weihrauchduft der frommen Seele  
Und die anspruchsvolle Blässe“ . . .

Redwitz behauptete im Frühjahr 1886 zu Meran mir gegenüber: er sei der erste Dichter gewesen, der eine Folge von Liedern einer größeren, erzählenden Dichtung eingestreut habe, und Scheffel habe seine (Redwitzens) „Amaranth“ im „Trompeter von Säcklingen“ nachgeahmt; der Trompeterdichter habe daher keinerlei Grund gehabt, sich zu Danke dafür auch noch lustig über ihn zu machen . . .

### 138. Feodor Diez's „Nächtliche Heerschau“.

Bis zum Kriegsbeginn von 1870 lebte zu Karlsruhe der einst gefeierte, heute längst in den Hintergrund kunstgeschichtlicher Betrachtung gedrängte Schlachtenmaler Feodor Diez.

Die Karlsruher Kunsthalle besitzt von ihm eine Anzahl Gemälde, die vorzeiten die Bewunderung der Beschauer waren.

Diez hatte in den Tagen wiederaufflammender Napoleonbegeisterung — es waren die Zeiten des zweiten Kaiserreichs in Frankreich —, angeregt durch das Zedlitz'sche Gedicht „Die nächtliche Heerschau“, ein fesselndes, spukhaft wirkendes Bild jener kaiserlichen Geisterschau geschaffen.

Das Bild war auf einer Pariser Ausstellung ausgestellt und Napoleon III., der alles in der Kunst zu stützen suchte, was irgendwie zur Verherrlichung seines großen Oheims diente, hatte das Gemälde gekauft.

Zuweilen gedachte ich jenes in meiner Jugend vielgenannten Bildes, doch blieben meine Erkundigungen nach seinem Verbleib stets erfolglos . . .

Das zweite Kaiserreich war gestürzt; in Frankreich suchte man die napoleonischen Erinnerungen planmäßig zu unterdrücken. Da — 1895 — unternahm ich eine meiner Stadt- und Schlösserwandlungen in französischen Landen, und plötzlich stand ich zu Compiègne, dem Orte, der noch am unverwischtesten Spuren des dritten Napoleon aufweist, vor dem erinnerungsvollen, ungeahnt aufgefundenen Bilde, gerührt seines Meisters gedenkend, der meiner Mutter einst befreundet war.

Diese hat mir manchmal erzählt, wie Feodor Diez sie zur Zeit, da sie noch ein junges Mädchen war, aus einer Gesellschaft heimgeleitete, wobei er ihr berichtete, wie er auf den Gedanken gekommen sei, gerade diese „Nächtliche Heerschau“ zu verbildlichen . . .

### 139. Noch etwas von Feodor Diez.

Bei Feodor Diezens Namen fällt mir eine drollige Begebenheit ein, die ihm, ich glaube, im bayerischen Gebirgslande vorzeiten begegnet ist.

Der noch in Jahren lebendiger Schaffens- und Werbekraft stehende Künstler kam mit etlichen Kunstgenossen auf einer Fußreise zur Nachtrast in eine Sennhütte. Da ward weidlich gezecht, und etwas beschwipst zogen die jungen Leute sich aus.

Der gemeinsame Schlafraum war von einem Nebengelasse dergestalt getrennt, daß der obere Teil der Wand fehlte.

In der Angezechtheit streifte Diez, halb schon auf das Lager gesunken, einen seiner kotbesprigten Rohrstiefel mit dem andern Fuße vom Bein und schleuderte den vom Schmutze der Bergstraßen Verschmierten im Übermute weit in die Lüfte . . . Da, ging das mit richtigen Dingen zu? —kehrte der fliegende Stiefel nicht mehr zur Erde zurück. Kein Laut, kein Fall folgte. Es war wirklich geisterhaft.

Dies brachte den schlaf- und getränkeberauschten Feodor jählings zur Ernüchterung. Er sprang auf; es ließ ihm keine Ruhe, das Rätsel zu ergründen. In den Himmel konnte der Künstlerstiefelschaft doch wohl nicht geflogen sein?

Mit schwelendem Kienspan drangen die wißgierigen Entdecker zur Nachforschung in den geheimnisvollen Raum nebenan.

O weh! Da lag das schmutzstrotzende Fußbekleidungsstück an einem nicht für solche Gäste berechneten Ruheplätzlein: der Stiefel war über die Halbwand in eine offenstehende — Mehlliste gefallen! Ein Mohr, im Schnee sich wälzend . . .

### 140. Großherzogin Luise von Baden und Frau Major Scheffel.

Die achtzehnjährige Prinzessin Luise von Preußen hielt im Jahr 1856 als Großherzogin ihren Einzug in das badische Land.

Man brachte ihr zunächst nicht die größten Sympathien entgegen, weil sie eine arme Prinzessin war und man auf eine reiche Großherzogin gehofft hatte, die es verstand, etwas „springen zu lassen“. Statt dessen mußte im Karlsruher Schlosse gespart und gespart werden.

In Bälde jedoch gewann sie sich durch fluge Lebenswürdigkeit, wenn auch kein natürlich herzliches Wesen in ihr pulste, durch ihr starkes Pflichtbewußtsein und ihre Neigung zur Hebung der wirtschaftlichen Not der Untertanen, die Herzen sehr, sehr vieler in Baden.



Wenige Jahre, nachdem sie ins Land gekommen war, wurde der Badische Frauenverein von ihr gegründet. Dabei ging Frau Josefine Scheffel, die Mutter Josef Viktors, der jungen Fürstin tatkräftig zur Hand. Sie wurde sogar die erste Vorsitzende der neuen Vereinsgründung.

Da fand einmal eine Ausschußsitzung bei der damals kaum sechzig Jahre zählenden Frau Major Scheffel statt.

Die jugendliche Großherzogin saß, soeben ihren Namen unterzeichnend, am Schreibtische der Frau Josefine, als im selben Augenblick durch einen unglücklichen Zufall sich ein Bildernagel an der Wand löste und ein großes, über dem Schreibtisch aufgehängtes Bild herabglitt und vor der Fürstin auf den Fußboden niederstürzte.

Voll Schreckens, voll Entsetzens umdrängten die Vorstandsdamen, an ihrer Spitze Frau Scheffel, die hohe Frau mit Fragen der Teilnahme, der Bestürzung: ob sie sich verletzt habe, ob sie sehr erschrocken sei?

Die Großherzogin, gefaßt und kühl, erhob sich mit den kaltblütigen Worten: „Ich erschrecke nie.“

Der alte Major Scheffel eilte, voller Bewunderung des Hohenzollernmutes, die Treppe hinab, erzählte das Geschichtchen dem soeben bei ihm zu Besuch eintreffenden Major Karl Graf von Enzenberg und rief begeistert aus: „Ganz das Heldenblut ihres Vaters!“ —

Graf Enzenberg aber hat später mir die Begebenheit so berichtet, wie ich sie hier wiedererzählt habe.

#### 141. Scheffels Gartenveilchen.

Im Hausgarten hinter Scheffels Wohnhaus in der Stephaniensstraße Nr. 16 zu Karlsruhe blühte zur Frühjahrszeit eine Unmenge Veilchen.

Beim Auf- und Abwandeln scherzte der große Dichter einmal lachend: „Da spricht man immer von den bescheidenen Veilchen; diese Bescheidenheit ist aber nicht weither; im Gegenteil: das Veilchen ist das unbescheidenste, unduldsamste aller Blümchen, das sich so schnell und erstaunlich ausbreitet, daß es alle anderen Gartenblumen wegdrängt.“

#### 142. Einiges Markgräflisch Badische.

Wie ich im Beginn des „Buchs meines Lebens“ erzähle, ist meine früheste Erinnerung: die Beisetzung des Markgrafen Wilhelm von Baden, die ich vom Fenster meines großväterlichen Hauses am

Rondellplatz mit ansah und die am 15. Oktober 1859 stattfand. Mit diesem Tage setzt mein Erinnerungsbewußtsein ein.

Dieser Markgraf Wilhelm, geb. 1792, war der jüngere Bruder des von 1830—1852 regierenden Großherzogs Leopold von Baden, und einer der drei Söhne der 1820 verstorbenen Reichsgräfin von Hochberg, der zweiten, linkshändig angetrauten Gemahlin Karl Friedrichs.

Er war als zwanzigjähriger Jüngling, 1812, noch als Graf Hochberg — erst von 1817 an Prinz und Markgraf von Baden — Befehlshaber der badischen Truppen in dem verunglückten Feldzuge Napoleons in Rußland und machte den schrecklichen Rückzug über die Beresina mit.

Später pflegte er an jedem 30. November — dies war bekanntlich der Haupttag jenes schauervollen Rückzugs über den kriegsberücktigten, russischen Fluß — die badischen Offiziere, die jenem Unglück heil entronnen waren, zu feierlichem Gedenkmahle bei sich zu versammeln, bis die Anzahl allmählich durch Tod zusammengeschmolzen war.

Seiner Witwe, der Markgräfin Wilhelm, entsinne ich mich noch lebhaft, wie sie mit ihrer riesengroßen Tochter Elisabeth, der sogenannten „Palaisstang“ — nach Karlsruher Sprechweise — durch die Straßen Karlsruhes schritt \*).

Ich stand einmal als siebenjähriger Junge mit meiner Großmutter mütterlicherseits, der alten Hofrätin Schmidt, an der Ecke der Herrenstraße am katholischen Kirchenplatz, und da wandelten die beiden Damen gegenüber — da, wo sich heute die Herdersche Buchhandlung befindet —, nach dem Karlstore zu.

Die alte Markgräfin, eine württembergische Prinzessin von Geburt, muß eine recht neugierige Dame gewesen sein, denn alle paar Augenblicke stand sie still und schaute den Vorübergehenden nach.

Ich höre noch deutlich meine Großmutter sagen:

„Nein, ist das einmal unfürstlich von der Markgräfin, sich so oft herumzudrehen und den Leuten nachzusehen!“

Die „Palaisstang“, sonst Prinzessin Elisabeth, war ihrer ungewöhnlichen Riesendamengestalt halber von der ganzen Bevölkerung auf der Straße gekannt und begrüßt. Ich bin ihr bis in meine Jünglingsjahre hinein oft begegnet, wenn sie mit ihrer zwerghaft kleinen Kammerfrau, einem Fräulein Jakobî zur Seite, durch die Stadt schritt; sie, als Riesendame, mit Riesenschritten ausgreifend, die winzige Begleiterin wie ein Schoßhündchen neben ihrer Herrin

\*) Sie wohnte in ihrem elterlichen markgräflichen Palais am Rondellplatz — daher „Palaisstang“.

einhertrippelnd; ein Anblick, der viele Karlsruher zum Lachen zwang.

Meiner Mutter ist einmal ein lachhaftes Erlebnis mit der „Palaisstang“ im böhmischen Marienbad begegnet, das ich im „Buch meines Lebens“ erzähle und auf das ich darum hier nur kurz hinweisen will . . .

### 143. Der Fluch des Hauses.

Im Winter 1885/86 hatte sehr heftig eine Gelenkskrankheit den damaligen Erbgroßherzog von Baden ergriffen, so daß sein Leben eine Zeitlang, wie man zu sagen pflegt, an einem Faden zu hängen schien.

Kurz zuvor hatte der hohe Kranke sich erst vermählt, und der Volksmund gab der für feucht und ungesund geltenden, dem Karlsruher Fasanengarten unmittelbar benachbarten Wohnung die Schuld an der starken Gelenkskrankung.

Der damals Weltruf genießende, in hohem Vertrauen des Großherzogs Friedrich I. stehende Arzt, der berühmte Professor Ruzmaul, ward an das Krankenlager berufen.

Unmittelbar danach kam Ruzmaul, ganz aufgelöst und tief erschüttert, zu uns. Die Familie Ruzmaul und die Familie meiner Mutter verband eine Freundschaft, die schon zwei Menschenalter überdauert hatte. Ruzmauls Vater war „Physikus“ (Bezirksarzt), wie man dies einst nannte, im Landstädtchen Graben (unweit Bruchsal) und mein Urgroßvater Arnold Pfarrer in dem Graben benachbarten Dorfe Liedolsheim.

Genug. Ruzmaul berichtete: er habe soeben im Schloß einen fürchterlichen Auftritt erlebt, an den er zeitlebens denken werde! Der Großherzog — zu jener Zeit im 60. Lebensjahre stehend — habe ihn auf Ehr' und Gewissen befragt: wie es mit dem Befinden seines schwer erkrankten Sohnes tatsächlich stehe, und habe um Auskunft ohne jegliche Rücksicht und Schonung gebeten . . . Der Berichtstatter habe dem bekümmerten, besorgten Fürsten und Vater daraufhin gestanden: „Wenn Eure Königl. Hoheit durchaus die volle Wahrheit wissen wollen, so will ich offen sagen, daß ich das Befinden des Erbgroßherzogs für ä u ß e r s t bedenklich halte . . .“

Da habe der Großherzog alle Fassung verloren, habe seinen Kopf zwischen beide Hände genommen, sei wie ein Verzweifelter im Zimmer umhergerannt und habe ein übers andere Mal gerufen: „Das ist der Fluch meines Hauses! Das ist der Fluch meines Hauses!“ Allmählich erst habe er sich wieder etwas beruhigt und den wahrheitgestehenden Arzt, ihm dankbar die Hand schüttelnd, vor die Türe hinaus geleitet . . .

Was mag nur das für ein schwerer Fluch gewesen sein, der uns heimlich und düster auf dem Hause der Zähringer gelastet hat?

#### 144. Schwäbische Dichter und Kunstgrößen.

Zum nahen Stuttgart hielt ich in den 1880er Jahren gute Nachbarschaft.

Der ehrwürdige Gustav Pfizer, dem in jungen Tagen Heinrich Heine so übel im „Atta Troll“ mitgespielt hat, jetzt ein etwas weinerlich gestimmter Greis, der aber das Herz auf dem rechten Fleck und noch dem neuen Deutschen Reich und seinem großen Begründer ein kräftiges Alterslied angestimmt hatte, beehrte mich mit seinem Wohlwollen.

Ebenso der Palmblätterdichter Karl Gerok, ein herrliches Greisenbild in samtenem, talarähnlichem Hausrocke mit schwarzem Samtbaret auf glänzendem Silberhaar; und nicht weniger der letzte der großen Schwaben älterer Reihe: J. G. Fischer, der mir am Spätabend seines Lebens mehrfache Beweise freundschaftlicher Zuneigung gab.

Aber auch den mir vom Weinsberger Kernerfeste her wohlbekanntem Ludwig Pfau besuchte ich in seiner ziemlich öden Junggesellenwohnung, den Dichter und Kunstgeschichtler, dessen schöne Lieder viel gelesener und genossener sein sollten, ihn, den starrsinnigen, unversöhnlichen Achtundvierziger, der sich nicht nach Freiligraths Art und Vorbild mit dem neuen, preussischen Deutschland ausgesöhnt hatte und immer seinen grimmigen Groll über den verpfuschten Völkerfrühling von 1848 mit sich herumtrug.

Ferner waren da der lebenserfahrene, allseitig sich gebende Schmidt-Weissenfels, der Lebensbeschreiber Freiligraths; der eifrige, fast menschlich-überschwengliche Rückertforscher Konrad Beyer; der vielgelesene Meister der Völkerkunde Friedrich von Hellwald; der Ästhetiker Karl von Lemcke, Fr. Th. Wischers Nachfolger — ihnen allen habe ich mancherlei Förderung in meinen schriftstellerischen Bestrebungen zu danken.

In Lemckes Arbeitszimmer stand ein wunderbarer Urabguss der Venus von Milo; es schien, als wolle das Riesenbild mit seinem Scheitel die Decke des Gemaches emporheben. Kaiser Napoleon III. hatte seinerzeit auf Bitte des Kaisers Alexander II. von Rußland die Urabnahme, die gesetzlich in Frankreich verboten war, ausnahmsweise gestattet, und es waren zwei Abgüsse genommen worden; der Zar erhielt den einen, wogegen der andere durch irgendwelche Schicksalsverfettungen schließlich in die Hand Lemckes geraten war . . .

145. Warum ich Gottfried Keller nicht persönlich  
kennen lernte —

Wie es in älteren Zeiten junge, angehende Dichter gerne taten, also machte ich es auch: ich schickte meine beiden Ersüllingsballadenbücher an eine Anzahl von weithin bekannten, berühmten und allgemein anerkannten, schrifttümlichen Größen.

So sandte ich meine Sachen denn auch an Gottfried Keller nach Zürich. Da ich über die bürgerliche Stellung des großen Züricher Staatschreibers nicht ganz im Klaren war und in der Tat glauben mochte, Keller führe den Professortitel, schrieb ich ihm auf die Anschrift: „Herrn Professor Gottfried Keller in Zürich.“ Kurze Zeit danach erhielt ich folgende freundliche Zeilen von seiner Hand, wobei er jedoch köstlicher Weise seiner Unterschrift ein dick unterstrichenes „n i c h t Professor“ beifügte.

Sein Schreiben lautete:

„Herrn Dr. Heinrich Bierordt, Dichter

Karlsruhe.

Zürich, 6. November 1884.

Gehrter Herr!

Sie entschuldigen gewiß gütigst, wenn ich wegen Unwohlseins erst heute dazu komme, Ihnen für Ihr ebenso wohlwollendes, wie schönes Geschenk meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, und für die fernere Lebensbahn Ihrer Muse die hellsten Sterne anzuwünschen.

In voller Hochachtung

Ihr ergebenster

Gottfried Keller,  
n i c h t Professor.“

\* \* \*

Dies geschah, wie vermerkt, im Jahr 1884 . . . Wenige Jahre später kam ich nach Zürich, wagte jedoch nicht, den verehrten Meister aufzusuchen — etwas, das ich später trotz alledem und alledem oft und bitter bereute — weil ich erzählt bekam, Keller habe einen jungen Mann, der ihn allerdings auf der Straße nahe seinem Haus ansprach, mit den abschreckenden Worten angeherrscht und abfahren lassen:

„Meinen Sie, ich ließe mich auf der Gasse von jedem anbru . . . ?!“ —

Diese fürchterlichen Worte machten einen solch niederschmetternden Eindruck auf mich, der ich mir Derartiges nicht bieten lassen mochte, daß ich törichterweise den Besuch unterließ.

Meine alte Freundin Ida Freiligrath, Ferdinand Freiligraths Witwe, sagte mir später wiederholt:

„Heinrich, warum haben Sie Gottfried Keller in Zürich nie besucht? Wir waren so befreundet mit ihm; mit einem Gruße von uns wären Sie gewiß aufs beste bei ihm aufgenommen gewesen.“

Den wahren Sachverhalt: die grobkörnige Redeweise Kellers wagte ich, in alten, etwas zimperlicheren Zeiten, der herrlichen Frau Ida gar nicht mitzutheilen . . .

#### 146. Ein Distichon der Tochter Freiligraths.

In England heißen die Stuben des Dachgeschosses merkwürdigerweise: Attics.

Als ich im glühenden Sommer 1893 bei Rätke Freiligraths Kroecker zu Foresthill in London eine Woche zu Gast weilte, hatte die geistsprühende Hausfrau, Ferdinand Freiligraths älteste Tochter, an die Pforte meines Gastgemaches im Dachgeschosse die schönen, von ihr verfaßten Verse geheftet:

„Ebler Gastfreund, du wähest, du weiltest zur Zeit wohl in England?  
Nicht doch, sieh', es betritt „Attika“ jezo dein Fuß!“

#### 147. Dichterische Stoffwahl.

Ein Autounfall, ein Motorradlersturz, eine Überschwemmung, eine Feuersnot, ein Eisenbahnzusammenstoß — das alles sind gewiß traurige, entsetzliche Dinge; aber tragisch brauchen sie an sich noch lange nicht zu sein; es können allerdings tragische Begleitumstände dabei vorkommen.

Eine kühne Rettertat kann z. B. das Ganze dichterisch verklären, aber Vorwürfe für die Behandlung durch einen Dichter sind sie keinesfalls schon allein an sich.

Eine Schlacht an sich ist durchaus nichts „Poetisches“, aber „Eposoden“ aus einer Schlacht können ans Herz greifen und der Darstellung durch den erhabensten Dichter wert sein . . . Wer dächte heute noch der Schlacht von Gravelotte, wenn nicht Ferdinand Freiligraths herrliches Gedicht „Die Trompete von Gravelotte“ (oder „von Bionville“, wie sie später hieß) sie mit unsterblichem Dichterglanz umronnen hätte? Dieses Beispiel ließe sich ver Hundertfältigen.

Im Volksbewußtsein meint man oft, jedes schreckhafte Ereignis könne sofort dichterisch verwertet werden.

Ich hatte in jungen Jahren eine Sammlung Balladen veröffentlicht und war kurz danach im Renchtalbad Antogast zur Kur. Da sprach mich eines Morgens eine junge Dame am Mineralwasserbrunnen an:

„Herr Doktor, ich weiß Ihnen einen neuen, prachtvollen, herz-  
bewegenden Gedichtstoff! Haben Sie schon gelesen? Es ist gestern  
ein furchtbares Eisenbahnunglück da und da geschehen. Da können  
Sie eine neue schöne Ballade draus gestalten!“

Ich dankte natürlich der Sprecherin für gute Absicht und freund-  
liche Meinung; doch ich konnte mein Innerstes ihr nicht enthüllen;  
hätt' ich ihr auseinandersetzen wollen, daß ein Eisenbahnunglück zwar  
etwas Entsetzliches, aber an sich gar nichts der dichterischen Behand-  
lung Möglichen sei, sie hätte dies doch nicht verstanden.

Nur Zwischenfälle, Nebenvorgänge, Begleitumstände, wenn ich  
so sagen darf, können sich je nachdem, aber durchaus nicht immer,  
zur Darstellung durch einen mit dem richtigen Auge begabten, mit  
der richtigen Gestaltungskraft ausgerüsteten Meister eignen . . .

#### 148. Eduard Devrients Album.

Am 4. Oktober 1877 starb Eduard Devrient, der von 1853 bis  
1870 die Geschicke des Karlsruher Hoftheaters gelenkt hatte, und  
dessen Zeit als die „klassische Zeit“ dieser Anstalt gilt.

Die Zeitgenossen, die zuweilen sehr unzufrieden mit ihm waren,  
weil er sie bis zum Überdruß „mit Shakespeare fütterte“, ahnten  
dies natürlich nicht, einige ganz erleuchtete Geister ausgenommen;  
aber die Nachwelt hat es immer mehr anerkannt.

Frau Therese Devrient, seine Witwe, die eine bedeutende Frau  
gewesen sein muß, stand zu Karlsruhe nicht gerade im Ruf, eine  
Meisterin in der Kunst des Haushalts zu sein; jedenfalls scheint es  
ihr, und das war fast ein halbes Jahrhundert vor Weltkrieg und  
Inflation, nicht glänzend ergangen zu sein.

Ihre Freundinnen und Gönnerinnen begannen sogar, für sie zu  
sammeln; dies mochte ihr, die bessere Lage gesehen hatte, etwas  
peinlich sein, und sie veranlaßte die Sammlerinnen, lieber eine Ver-  
losung zu ihren Gunsten zu veranstalten. Den einzigen Gewinn,  
einen wertvollen Gegenstand, wollte sie selber aus dem Nachlaß  
ihres seligen Gatten dazu stiften, wohl damit die Sache nicht allzu  
sehr nach Almosen schmecke.

Der kostbare Gewinn, den sie dafür bestimmte, war ein Album,  
das die sämtlichen, irgendwie bekannten und bedeutenden Bühnen-  
künstler Deutschlands Eduard Devrient zu einer Jubelfeier verehrt  
hatten. Jeder hatte sein Lichtbild eingeschendet, dem Gefeierten eine  
Freude zu bereiten.

Nicht ausschließlich Schauspieler und Sänger waren es, auch  
Bühnendichter und Operntonsetzer hatten ihre Bilder beigezeichnet.

Die Bildchen stammten aus Zeiten, da die Lichtbilderkunst noch lange nicht ihre spätere Vollkommenheit erklettert hatte.

Unter den zahlreichen, fast zahllosen Bildchen, die das Album umfaßte, sämtlich in Besuchskartengröße — „Visitenkartenformat“, wie man „deutsch“ früher allgemein sagte —, fiel besonders ein eigenartiges Lichtbild Richard Wagners auf. Dieser stand bekanntlich nicht immer sehr grün mit Eduard Devrient und fühlte sich zuweilen von ihm, dem Bühnenlenker, stark zurückgesetzt.

Das Bildchen stellt den Meister dar, wie er mit der Rechten sich auf einen Schreibtisch stützt, über dem ein Jugendbild Beethovens hängt; auf dem Tische liegen Bücher in wirrem Durcheinander; unter dem Tische sieht man Partituren von „Lannhäuser“ und „Lohengrin“. Wagner selber trägt weite, weiße Sommerhosen, eine weiße Weste und einen dunkeln Gehrock. Auf dem Stuhle liegen sein Kalabreserhut und ein hingeworfener Mantel. Neben ihm steht ein Schränkchen, von dem eine Büste Glucks herabschaut . . .

Die Verlosung fand statt und meine Mutter war die glückliche Gewinnerin. So kam das wertvolle Album in unsere Hände.

So oft ich aber dieses Buch auf dem Tisch im Besuchszimmer meiner Mutter liegen sah, ging mir ein Stich durchs Herz und ich stellte mir lebhaft den Schmerz der Witwe, sowie der ganzen Familie Devrient, vor, dieses teure Erinnerungsstück an den ehrwürdigen Entschlafenen für immer missen und in der Hand Fremder wissen zu müssen.

Ich schlug meiner sonst so gutherzigen Mutter sogar einmal vor, das Album der Frau Devrient freiwillig zurückgeben zu wollen, allein sie hatte solches Vergnügen an ihrem Besitz und mochte, da sie noch viele der Künstler und Künstlerinnen persönlich gekannt hatte, nichts von Rückgabe wissen, so daß ich schwieg und ihre Freude fürderhin nicht stören wollte.

Drei Jahre nach der Verlosung starb meine Mutter. Ich hatte inzwischen als Hochschüler zu Berlin bei Anton von Werner den Sohn Eduard Devrients, den Theaterdirektor Otto Devrient, der damals gerade im Berliner Viktoriatheater den zweiten Teil des „Faust“ einstudierte, kennengelernt.

Und nun ließ es mir keine Ruhe mehr; ich packte das Album ein und schickte es ihm nach Jena, um es wieder in die Hand der Familie Devrient zurückzulegen, aus der es nie hätte kommen sollen. Nur das Bildchen Richard Wagners, das den Meister etwa ums Jahr 1865 darstellt, behielt ich zum Andenken an das denkwürdige Album für mich zurück.



Otto Devrient schrieb mir einen Brief voll glühenden Dankes und schickte mir, um mir einigermaßen eine Gegengabe zu bieten, verschiedene seiner dramatischen Dichtungen zur Erinnerung.

Zu seinem Sohne Hans Devrient, der als Gymnasialoberlehrer lange Jahre zu Weimar wirkte, stand ich bis zu seinem Hinscheiden in freundschaftlichen Beziehungen, und bei ihm habe ich das merkwürdige Buch später wiederum zu Gesichte bekommen.

#### 149. Die Meisterschaft im Inschriftensetzen.

Eine richtige, gewaltige, jahrhundertüberdauernde Inschrift zu setzen, ist eine hohe Kunst.

Die Italiener sind Meister „lapidarer“ Denkmalsinschriften; so beeindruckte mich jedesmal in Ferrara die großartig-einfache Aufschrift am Glockenturme:

„Divo Hercule imperante.“

(Als der göttliche Herkules herrschte.)

Dies kennzeichnet die Größe der Renaissance mehr als ganze Bände Geschichtsklitterung. —

An Garibaldi's Denkmal in Genua und anderwärts ist gar keine Inschrift am Sockel, was stets den gewaltigsten Eindruck macht, denn da ist die Voraussetzung, daß jedes Kind im Lande solchen Mann, solches Gesicht kenne. Das wäre natürlich auch für einen Bismarck allenthalben das Richtige.

Kürze ist auch hier die Seele der Sache. —

Ein Musterbeispiel, wie eine Inschrift nicht lauten soll, weil sie wegen ihrer Geschwägigkeit und Stillosigkeit lächerlich wirkt, ist die zu Mohrungen in Ostpreußen am Geburtshause Herders; ich schrieb sie mir, vor dem Hause stehend, im Jahre 1909 ab. Sie lautet in ihrer Umständlichkeit und Philisterhaftigkeit:

„Joh. Gottfr. v. Herder

wurde in diesem Haus geb. am 25. Apr. 1744

und starb als Präsident des Oberkonsistorii zu

Weimar am 18. Dez. 1803.

Ihm — dem gediegenen Schriftsteller,  
Dichter, Philosophen und Orientalisten — zum  
Andenken und der Jugend in Moh-  
rungen zur Nachahmung von

Regierungsrat Lange in Breslau.“

Eine solche Inschrift hätte längst entfernt gehört, wenn der Herr Regierungsrat es auch noch so herzlich gut gemeint hat!

\* \* \*

Von einem ähnlichen Unmeister im Inschriftensetzen, der das Wesentliche vom Unwesentlichen nicht zu unterscheiden vermochte, stammt die Tafel am Wohnhause Hindenburgs zu Karlsruhe in Baden.

Sie verkündet den Vorübergehenden, die einen Augenblick zu ihr emporschauen:

„In diesem Hause wohnte und wirkte  
S. Erz. Generalfeldmarschall  
Paul von Hindenburg  
als Kommandeur der 28. Division  
1900—1903.“

Eine beispiellose Geschmacklosigkeit und ein Mangel jeglichen „monumentalen“ Stilgefühls ließen hier „S. Erz.“, also: Seine Erzellenz dem Stein einmeißeln! Der schlichte, aber gewaltige Namen ohne jede Titelbezeichnung wäre wirkungsvoller gewesen.

#### 150. „Bruno Walden.“

In den 1880er Jahren erschien, jeweils nach der Veröffentlichung eines neuen Gedichtbandes von mir, in einer Wiener Zeitung eine Besprechung, die von ungewöhnlich warmem, tiefem Verständnis für meine Wesensart zeugte und die mit dem Namen „Bruno Walden“ gezeichnet war.

Ich schrieb allemal „Herrn Bruno Walden“ einige Dankesworte und versprach ihm auch, wenn ich je einmal nach Wien kommen sollte, ihn aufzusuchen, um ihn persönlich kennen zu lernen.

Endlich, im Sommer 1891, führte mich ein freundliches Schicksal in die Donaustadt. Gleich am Morgen nach meiner Ankunft eilte ich, freudig gespannt, nach der Himmelfortgasse und stieg die vier Treppen zu Waldens Wohnung hinauf.

Auf mein Klingeln tat sich die Flurtür auf und eine ältliche Hauschaffnerin empfing mich.

„Ist Herr Bruno Walden zu Haus und zu sprechen?“

Da glitt ein Lächeln leiser Verlegenheit über das verschrumpfte Gesicht der Alten; ich reichte ihr meine Karte und sie versprach, mich zu melden.

Ich ward in eine altwienerisch-gemütliche Stube geführt, ganz noch im Stil der Metternichschen Biedermeierzeit, und aus der gegenüberliegenden Zimmertüre trat eine schon ziemlich betagte — Dame (!) mir entgegen, eröffnete mir lächelnd: sie sei Bruno Walden, heiße jedoch in Wirklichkeit Florentine Galliny und bat mich, Platz zu nehmen. Ich war wie aus den Wolken gefallen.

Fräulein Galliny entpuppte sich als eine geistprühende, höchst unterhaltende, fesselnd erzählende, in allen Fragen des deutschen Schrifttums überaus bewanderte Dame, von der ich das beste, dankbarste Andenken mitnahm. Sie hätte zu andern Zeiten, und als Französin geboren, entschieden das Zeug gehabt, einen Salon zu eröffnen, mit ihrem schlagfertigen Witze und „Esprit“ eine Gesellschaft erlesener Geister zu lenken, mit einer Madame Récamier, einer Herzogin von Duras, einer Prinzessin de la Trémoille in erfolgreichem Wettbewerb zu treten.

Leider ist sie nicht lange danach gestorben, und ich hatte einen warmen „Freund und Berater“ meiner Dichtungen verloren . . .

### 151. „Don Carlos“ in Osterreich.

In einem österreichischen Eisenbahnabteil dritter Klasse saß ein Mädchen neben mir, das ein braungelbliches Reclam-Bändchen verschlang: es war „Maria Stuart“, was sie sich so eifrig zu Gemüte führte.

Mir gegenüber hatte sich's einer bequem gemacht, der in der selben Ausgabe den „Don Carlos“ genoß!

Man sehe hieraus, nebenbei bemerkt, wie Reclams Universalbibliothek Bildung und edle Unterhaltung ins Volk trägt.

Mit einem andern Reisegefährten, einem „Mann aus dem Volke“, geriet der Schillerleser von ungefähr in ein Gespräch; er befragte ihn, ob er dieses Drama von Schiller, nämlich den „Don Carlos“, auch schon einmal gelesen habe?

Auf die verneinende Antwort belehrte er ihn über Schiller und empfahl ihm eindringlich den „Don Carlos“ zur Lesung, wobei er über dieses Werk etwa so sprach, wie wir über ein ganz modernes, soeben aus der Druckerpresse gekommenes Werk reden würden:

„Das müssen's lesen! Der Schiller hoat wirklich zu schöne Vers' g'schrieb'n. Den Inhalt allerdings find' ich freilich manchmal a bisserl stark!“

Er beklagte ferner Schillers allzufrühen Tod; der große Dichter sei, wie er seinen Nachbar irrtümlich unterrichtete: nicht über 35 Jahre alt geworden!!

Nun fühlte ich mich denn doch veranlaßt, einzugreifen; ich suchte ihn mit Jahreszahlen — geboren 1759, gestorben 1805 — seines Irrtums zu überführen. Ich bezweifle jedoch sehr, ob mir dies gelungen sei. Er lauschte zwar aufmerksam meinen Worten, aber höchst ungläubigen, kopfschüttelnden Lächelns . . .

152. Schiller, der ewige Jüngling,  
oder:

Zahlen beweisen nichts.

Viele Leute, auch zuweilen sogenannte Gebildete, lassen sich die Legende von Schillers Jünglingstod — als wäre er ungefähr im Lebensalter Theodor Körners oder Wilhelm Hauffs dahingegangen — nicht um die Welt ausreden.

Der aus seiner schwäbischen Heimat heldenhaft nach Mannheim fliehende Dichter der „Räuber“ lebt ihnen als geliebter Besitz, den sie um keinen Preis verlieren wollen, in ihren Herzen fort.

Aber die Geschichte deutschen Schrifttums ist unerbittlich und muß mit dieser Sage rücksichtslos aufräumen. —

Ein sehr hoher, württembergischer Offizier, dazu noch ein enger Landsmann des unsterblichen Dichters, jammerte mir auch einmal vor: „Ach, daß der Schiller so jung, so blutjung sterben mußte! O, was hätte der noch alles geschrieben, wenn er die Jahre Goethes erreicht hätte!“

Ich wagte die schüchterne Erwiderung: „Nun, so blutjung ist Schiller denn doch nicht gestorben!“

Er, schon etwas gereizt, daß ich ihm einen schönen, eingewurzelten Glaubensbesitz entreißen wollte, gab, fast beleidigt und aufgebracht, zurück:

„Doch, doch, er ist ganz, ganz jung gestorben!“

Umsonst suchte ich ihm — wie früher jenem „Don Carlos“-schwärmenden Österreicher — an der Hand von Jahreszahlen: geboren 1759, gestorben 1805, zu beweisen, daß der vermeintliche Blutjüngling immerhin ein Alter von 45½ Jahren erreicht habe.

Aber siehe da, mein General gab als Soldat seine Stellung nicht leichtlich preis; er erwies sich hartnäckig und zähe und rief ein übers andre Mal:

„Nein, nein, Schiller ist ganz jung, ganz jung gestorben!“

Da war nichts zu belehren; da hieß es buchstäblich: Zahlen beweisen nichts . . .

153. Der glänzende Schillerkennner,  
oder:

„Schiller, was ist das?“

Im Dorf auf der Höhe steht ein hübsches Kriegerdenkmal.

In den Sandstein des Males sind die weltbekanntesten Schillerworte aus dem „Tell“ eingemeißelt, die jedoch meistens, schriftlich wie mündlich, nicht ganz richtig wiedergegeben zu werden pflegen, die Verszeilen:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,  
In keiner Not uns trennen und Gefahr“ usw.

Unter den Versen prangt der Name „Schiller“, einfach, groß und würdig in den Stein gehauen.

Neben mir, die Verse voll wachsenden Erstaunens, halblaut für sich lesend, steht ein benachbarter, etwa sechzigjähriger Großgrundbesitzer. Als er endlich bis zum Namen „Schiller“ sich lesend durchgerungen hatte, sieht er mich, wie in peinlicher Verlegenheit, an, fast sprachlos fragend und zuletzt in die hilflosen Worte verzweifelt ausbrechend:

„Schiller, was ist das?“

Nun aber war die Verlegenheit auf meiner Seite. Ich stotterte langsam hervor:

„Zenun, wissen Sie nicht, Herr Baron? Schiller, . . . äh Schiller . . . Es sind dies Verse von dem bekannten, deutschen Dichter Schiller . . . Haben Sie nie von ihm gehört? . . . Er ist doch sonst sehr bekannt . . . Verse sind's aus seinem Schauspiel «Wilhelm Tell» . . .“

„Muß ich mir gleich zum Andenken notieren“ — und damit zog er ein großes, wohl reichlich mit ähnlichen Erinnerungszeilen beladenes Tagebuch aus der Tasche und schrieb die Worte Schillers mit hierehrlichem Eifer ins Notizbuch! —

Was mag dieses Taschenbuch wohl alles sonst noch enthalten haben? . . .

#### 154. Die Proletarier von Weimar.

Ein edler, deutscher Fürst, bei dem ich zu Gaste weilte, erzählte mir jüngst in seinem großartigen, in ehemals kurfürstlich hessischen Landen gelegenen Schloß eine drollige Begebenheit aus seinem Reiseleben.

Es war in der sogenannten Nachkriegszeit, in der sammervollen Zeit, da der „Geist von Weimar“, wie er so schön hieß, in den deutschen Gehirnen sein Unwesen trieb.

Dieser „Geist“ hat aber beiseite nichts mit dem Geiste Goethes und Schillers zu schaffen; es ist vielmehr der für Deutschland so verderbliche, volkszerstörende „Geist“ der „Weimarer Verfassung“ gewesen.

Also, mein fürstlicher Gastgeber berichtete: es habe ihn zu jener angegebenen Zeit wieder einmal in Weimar die Sehnsucht in die Fürstengruft, an die Grabstätten der großen, deutschen Dichtergestalten, getrieben.

Da habe er, erstaunt über die Menge der beigesetzten Säрге, so-

wie über die Engigkeit des verfügbaren Raumes, den umherföhrenden Gruftwächter befragt:

„Was macht man wohl, wenn der letzte, vormalige Großherzog sterben sollte, um hier Platz für ihn zu schaffen?“

Der noch aus großherzoglichen Zeiten stammende Türschließer erwiderte kurzerhand:

„Dann müssen die Proletarier hinaus!“

„Proletarier? Was für Proletarier sollten dies wohl sein?“ fragte verwundert mein fürstlicher Gewährsmann.

„Nun, — Goethe und Schiller!“ . . .

### 155. St. Florian.

Im überheißen Sommer von 1911 besuchte ich auf einer Wanderung in Österreich eine Reihe von Klöstern, so auch das stattliche St. Florian.

Und wahrlich, ich hätte den Reisetag nicht lohnender verbringen können!

Ohne daß ich irgendwie ausübender Musiker wäre, so zog mich doch vor allem die Zuneigung zu dem gewaltigen Tonhöpfer Anton Bruckner gerade zu diesem Kloster.

Der fromme, kindlich unschuldige Meister war dort schon als Sängerknabe bei den Augustinern tätig.

In einem kleinen, bescheidenen Raume stehen sein einfacher Flügel, sein ebenso schlichtes Schreibtischchen mit Stuhl, und an der Wand seine von Wien hierher überführten Bücher.

Seinem Wunsche gemäß liegt er unter der großen Orgel — der zweitgrößten in Österreich — in der Klosterkirchengruft beigesetzt. Er schlummert wie ein König in vergoldetem Niesenprunksarge, der eigentlich dem übereinfachen Sinne dieses Großen schnurgerad entgegengesetzt ist, in wahrhaft königlicher Einsamkeit, ergreifend, großartig, ähnlich dem Großsarge des polnischen Welt dichters Adam Mickiewicz in der Königsgruft zu Krakau.

Ja, der ehemalige Hirtenknabe Anton ist hier wie ein Weltbeherrscher zur ewigen Ruhe gebettet! —

Der biedere, feine Chorherr Langthaler, an den mir Freund Hansjakob einen Gruß mitgegeben hatte und der mich deshalb wie einen alten Freund selber empfing, sagte, als ich Platz genommen hatte: „Auf Ihrem Stuhl ist Anton Bruckner oft bei mir gesessen!“

Dieser schon ziemlich bejahrte Chorherr trank just ein Glas Milch bei meinem Eintritt und führte sich einige prachtvolle, goldige Honigwaben zu Gemüte. Gastfreundlich bot er mir aus dem

riesigen, irdenen Milchkrug einen köstlich einladenden Labetrank an, sowie von den goldenen Honigwaben, die ich, mir unbegreiflicher Weise, dankend ablehnen zu müssen glaubte, trotzdem ich ein leidenschaftlicher Verehrer von Milch und Honigwaben bin, den geschleuderten Honig dagegen überhaupt nicht mag.

Dann kam ein klösterlich-bäuerliches Küchenpölmädchengeschöpf zum Abräumen der Speiseherrlichkeiten und küßte dabei dem hochwürdigsten Augustinerpater, voll frommer Inbrunst kniend, die Hände . . .

#### 156. Das angenehmere Badewasser.

Im Lande Kärnten liegt ein sonnbeschienener, kleiner See, der Faaker See.

Der Mittagskogel, die Karawanken spiegeln sich majestätisch drin, und abends sprüht hinterm Dobratsch der goldene Sonnenuntergang.

Im See taucht ein liebliches Eiland mit einem Inselgasthaus auf, das ein ideales Heim für Sommerfrischler bietet.

Dort schmaust man unter hohen Gartenbäumen nahrhaft fleischige Renken und gebackene Barsche, wenn's einem beliebt, sogar in Badekleidern, also ganz paradiesisch. —

Im Herren- und Damenbade war gar ein ungezwungenes Herüber und Hinüber, wovon man dazumal in Deutschland noch keine Ahnung hatte.

Ein blutjunges, vielleicht sechzehnjähriges Mädchen, das mit einem Korlgürtel schwamm und uns Herren in unserm Schwimmbecken voll göttlicher Unschuld fortwährend Besuch abstattete, wurde von ihrer darob sittlich etwas entrüsteten Mutter wieder und wieder ins Damenbad zurückgerufen; da bat sie flehentlich und reizvoll-mädchenhaft aus der wonnigen Badeflut:

„D laß mi doch, Mammi, weißt, im Herrenbade ist das Wasser viel ang'nehmer!“ . . .

#### 157. Bildchen aus Alt-Innsbruck.

Vor Innsbruck hörte man die Hörner der felddienstübenden Kaiserjäger über den rauschenden Inn herüberblasen . . .

Saftgrüne Matten, schneeblitzende Felsbänge, strudelnde Wildbäche, alpenstecherspitze Kirchtürme, kirschluchplatte Frauenstrophüte, bloße, braune Männerknie und grüne Wadenstrümpfe und über allem der denkbar blaueste Himmel, der jede Felszacke messerscharf abzackte — das war Tirol am 28. Mai 1896 . . .

Gleich über der Innbrücke steht hart am jugendlichen Gletscherstrome, dem felsegelben Inn, das schlichte, edle Denkmal Walthers

von der Vogelweide. Angesichts der nahen Schneeberge und des brausenden Flusses ist kein großartiger gelungenes Dichtermal denkbar. Hier hält er die Sprachwacht gegen Welschland. Er selbst ragt festgründig auf dem Fels, woraus der reine Quell springt — auch dies ist wundervolle Sinnbildlichkeit.

Mächtige Platanen überschatten den altdeutschen Minnesänger. Durch das Laub blüht der Schnee des Gebirgs um seine Stirne, die von einer Binde, wie von einer Königsbinde, wunderbar umschlungen ist . . .

#### 158. Zillertaler Rauchtopas.

Als ich einmal durch die Stadt mit dem „Goldenen Dacherl“, durch das ehrwürdige, bergschöne, Andreas Hofer-geheiligte Innsbruck schlenderte, fiel mir unter dem Ladenfenster einer Steinhandlung ein hervorragend schönes Stück Rauchtopas auf.

Ich, als alter Steinnarr, wünschte lebhaft, ihn zu besitzen. Meine Reiseflasche war schon etwas zusammengeschmolzen, so daß ich mich scheute, hineinzugehen, und nach dem Preise zu fragen. Liebäugelnd mit dem herrlichen Steine, lenkte ich meine Schritte mehrmals an seiner Ausliegestelle vorüber. Ich kriegte nicht um die Welt den Ranf dazu, und so reiste ich schließlich in rauchtopasloser Betrübniß ab. —

Ein volles Jahr verging kein Tag, an dem mich nicht die Reue darüber plagte, an dem mich nicht die Sehnsucht nach dem Innsbrucker Topas beseelt hätte; ich nahm mir fest vor, beim nächsten Besuche der Stadt am Inn den Stein mir einzutun, kost' er, was er wolle . . .

Ein Jahr nach diesem Innsbrucker Besuch führte der Weg mich wiederum zur unvergleichlichen Stadt am Inn.

Einigermassen bebend vor Neugier und entgegenzitternd vor Erwartungsfreude, kam ich in die Nähe meines nie vergessenen Steinladens; ich konnte ja kaum hoffen, den geliebten Stein, dessen ich zahllose Male gedacht, noch vorzufinden.

Aber siehe da: er lag heuer noch genau an derselben Stelle des Schaufensters wie vergangenes Jahr — da stürzte ich, ohne langes Besinnen, hinein, fragte nach dem Preis — er betrug vierunddreißig Kronen damaliger Friedenswährung — und zahlte, was man auch begehrt hätte, blank und ohne Feilschen auf den Tisch.

Der Verkäufer behauptete: am selben Morgen einen ähnlichen, ebenso großen, als Museumsstück an irgendeine amerikanische Hochschule verkauft zu haben — vielleicht in der Absicht, den meinigen womöglich noch unschätzbarer zu werten . . .



Ich will verraten, daß ich manches Mal Sonnen- und Mondenlicht durch seine Pracht schimmern ließ, mir eine Quelle süßen Entzückens, und daß die Stufe Rauchtropas als Schmuck- und Schaustück, unter ähnlichen Tieren, oft mich an Tirol gemahnend, meinen Schreibtisch verschönt. — Zu Weisfagungen daraus, wie dies manche aus Wasser und Kristall tun, habe ich mich allerdings niemals verleiten lassen . . .

#### 159. Der Abendbummel zweier Ungeheuer.

Ich weiß nicht, in welcher Verfassung der schöne Schloßgarten von Schönbrunn bei Wien sich heute befindet, aber das weiß ich, daß er Anfang der 1890er Jahre ein herrlicher Garten war.

Schönbrunn ist bekanntlich das Schloß, das Napoleon I. als Eroberer Wiens wiederholt bewohnte, wo er um ein Haar dem Dolche des Studenten Staps zum Opfer gefallen wäre, das später nach dem Tode des Weltbezwinners seinen unglücklichen Sohn, den bei seiner Geburt vielgefeierten „König von Rom“ beherbergte und wo dieser auch am 22. Juli 1832 sein junges, 21jähriges Leben aushauchte.

Also, zu Schönbrunn im großangelegten Schloßgarten war dazumal ein Tierpark; er war nicht sehr umfassend, aber er enthielt eine bemerkenswerte Auslese von wilden Tieren.

Zwei riesige Zwinger, nicht eigentliche Käfige, sondern zwei gartenähnlich gestreckte, der Bewegung freien Raum gestattende Grundstücke, beide durch ein langes, eisernes Gitter getrennt, lagen dicht nebeneinander.

Das eine war das Gebiet eines gewaltigen Elefanten, das andere das Reich eines mächtigen Nashorns.

Die beiden Ungetüme der Wildnis hatten sich, als Schicksalsgenossen, offenbar herzlich miteinander angefreundet.

Im Abendsonnenstrahl wandelten beide Kolosse, in selten geschauter Eintracht, längs des Gitters, nebeneinander, wie zwei gegenseitig ihre Gelehrsamkeit bedächtig ausschüttende Philosophieprofessoren.

Es war schier rührend, wie sie, am Ende des Gitters angelangt, gleichgestimmt selbender umkehrten und unzählige Male den Weg hinauf und hinunter, zweifellos miteinander plaudernd, zurücklegten.

Der Elefant schüttelte, je nach Mitteilung seines benashornen Freundes, bedenklich zweifelnd oder auch wieder zustimmend, Haupt und Rüssel.

Das Nashorn hinwiederum steckte beim Gegenprusten und Fauchen

seines berüffelten Wandergenossen die langgezogene Rachsenschnute halb in den Sand.

Jedenfalls schütteten sie sich gegenseitig ihre Herzen aus, erzählten sich vermutlich vom Leben in Urwald und Wüste, von ihrer Gefangennahme, den Erlebnissen im Zwinger und was halt wilde Bestien für Erinnerungen zu haben pflegen.

Die längste Zeit sah ich sie den gemeinsamen Abendbummel machen und beobachtete die tiefsinnigen Unterhaltungen, wobei sie zuweilen, wie alte Herren gerne tun, stehen blieben, sich etwas verschnauften und einander groß anglohten, um dann selbstgefällig ihr schwergefügtes Gehumpel fortzusetzen . . .

#### 160. P u ſ t a w a s s e r .

Auf meiner ersten Fahrt durchs Ungarland bin ich nicht so richtig in die Puszta tief hineingekommen, weil ich mehr in den Städten hängengeblieben bin.

Aber auf meiner zweiten großen Reise durchs Magyarenreich holte mich mein guter, alter Budapester Freund, der Professor Aurel Bászely, im windschnellen Zwiagespann am einsamen Steppenbahnhof in Kaschladia ab, um auf mehrstündiger Fahrt durch die Puszta den hübschen Badeort Saslabánja zu erreichen, eine etlichermaßen kühle Oase mitten in der sommerglühenden Puszta.

Die Sonne stach, der Mittag flimmerte, die Puszta lag ausgebreitet wie ein Meer, aus dem ganze Riesensfelder von Sonnenblumen träumerisch aufblühten, vor uns.

Von der langen, heißen Eisenbahnfahrt hatte sich ein übergroßer Durst bei mir eingestellt. Ich lechzte nach einer Erfrischung, aber weit und breit war keine Stadt, kein Dorf, kein einsames, labespendendes Gasthaus.

Da zeichnete sich in der Entfernung ein gespenstischer Ziehbrunnen vom Himmel ab. Mit riesigem Brunnenschwengel, so wie man ihn auf romantischen Pusztabildern der Lenauzeit öfters abgebildet findet.

Ich sagte mir: jetzt mußt du einmal von dem sagenhaft kalten Wasser der Pusztaiefe kosten, jetzt oder vielleicht nie sonst wieder wird dir diese Gelegenheit geboten!

Wir ließen den Wagen halten. Der Kutscher, in solchen Handgriffen wohl erfahren, ließ den Schöpfeimer in den dunkeln Schlund hinabgleiten und zog ihn an rasselnder Kette langsam wieder empor. Dann reichte er mir von dem unterirdischen Naß in einem Becher dar.

Wahrlich, einen eisigeren Trank köstlichen Wassers kann ich mich nicht entsinnen, jemals getrunken zu haben! Die Oberwelt

war von der Sonnenglut derart versengt, so daß man unwillkürlich meinte, die Hitze der weiten Ungarebene müsse die Erde viele Meter tief ausgedörrt haben.

Aber hier, in dem HölLENbrande der Puszta, einen solchen Labetrunk kredenzt zu erhalten, beglückte mich tief und ich mußte, voll Entzückens, an des großen Alexander Petöfi schöne Reimzeilen denken:

„Seht ihr als Gottes Müge  
Die weite Erde an:  
So ist mein liebes Ungarn  
Der Blumenstrauß daran!“

#### 161. Was man auf ungarischen Eisenbahnen erleben kann —

Auf ungarischen Eisenbahnen kann man noch allerhand kleine Wunder erleben:

Sitzt mir da gemächlich eine junge, durchaus anständig gekleidete Dame gegenüber, die, hast du mich gesehen, ihren Rock übers Knie schlägt. —

Ich denke bei mir: Manu, was will denn die beginnen?

Und siehe da: sie pudt die Nase lustig in ihren Unterrock. —

Dann läßt sie züchtig Rock und Unterrock wieder fallen . . .

Ja, ja, Karl Emil Franzos hat nicht so unrecht: — „Halbasien!“

#### 162. Was ein ungarischer Gasthofpförtner über Karlsruhe denkt —

Zu Großwardein, mir der liebsten magyarischen Stadt, die wie ein schneeweißes Schmuckkästlein, gleichsam aus Zucker geformt, unterm tiefblauen Himmel der Puszta, flimmernd im Sonnenglaste, dalag, stieg ich im Gasthaus ab.

Es war just zur Zeit, da kurz zuvor in meiner Heimat Karlsruhe der garstige Hautprozeß unter Anteilnahme von sozusagen ganz Europa sich abgespielt hatte.

Im Pförtnergefolge zeichnete ich mich ins Fremdenbuch ein. Der Pförtner — einst Portier, auf ungarisch: Portasch — ein „Grand seigneur“ natürlich, blickte dabei mir neugierig über die Schulter und las, halb freudigen, halb erschreckten Erstaunens, den Ort meiner Herkunft.

„Warum haben Sie denn so schlecht geurteilt?“ rief er etwas gereizt. Erst wußte ich gar nicht, worauf er zielte.

Da nannte er den unseligen Namen: „Hau“, der einem damals förmlich nachlief. Ich gab ihm tüchtig heraus und suchte vergeblich ihn eines Bessern zu belehren.

Der Mann blieb bei seiner vorgefaßten Meinung und sprach mit herablassender Gönnerhaftigkeit zur Schar, der ihn umstehenden Kellner:

„Karlsruhe, das ist eine Stadt der Professoren; da wohnt in jedem Haus ein Professor.“ (1)

Ich gestattete mir bei dem hohen Herrn die bescheidene Anfrage, ob er denn schon dort gewesen sei?

„Ja, ich habe mich drei Tage dort aufgehalten.“

Nun wußte ich doch, in welcher gelehrtem Rufe meine Vaterstadt in den Kreisen magyarischer Gasthosportasche zu stehen die Ehre hat . . .

### 163. Kapellmeister Zykdra.

Als ich in Ungarisch-Weißkirchen einst von meinen magyarischen Freunden Abschied nahm, um nach Szegedin weiterzureisen, rief mir noch mein lieber, alter Professor Aurel Bászkel am Bahnhof zu:

„Wenn Sie nach Szegedin kommen, dann besuchen Sie meinen lieben Freund, den Kapellmeister Zykdra!“

Auf meinen bescheidenen Einwurf, wo ich in Szegedin den genannten Herrn wohl vorfinden könne?

„Da geh'n Sie nur in den «Propheten», das ist eine Bierhalle dort, da sitzt der Zykdra vom Morgenrot bis zum Abendrot und kneipt!“

Diesen gemüthlichen Bierhocker mußte ich mir entschieden ansehen. Und nach gutverschlafener Nacht machte ich mich zu Szegedin schon morgens um 9 Uhr nach dem „Propheten“ auf. Ich fand eine riesige, menschenleere Bierhalle mit unzähligen Tischen vor, und, wahrhaftiger Gott, in einer Ecke saßen richtig an einem Tische drei Personen und zechten schon in aller Herrgottsfrühe.

Ich näherte mich ihnen, stelle mich vor und frage, ob ich wohl das Vergnügen habe, mit Herrn Kapellmeister Zykdra zu sprechen.

„Jawohl, der bin ich, und dies ist meine Frau, und dies der Herr Leutnant Diebl.“

Ich bestellte nun meine Grüße von Professor Bászkel und ward mit Zuverlässigkeit, sogar mit stürmischer Freude bewillkommenet.

Ich bin kein Kneipgenie, und morgens um 9 Uhr ein Glas Bier zu trinken, wäre mir eine Unmöglichkeit. So saß ich denn recht trocken bei der hierfeuchten Morgenzecherrunde.

Herr Zykdra, der trotz seiner Trinksfestigkeit sich durchaus nicht den üblichen Bierbauch angelegt hatte und dem seine Kapellmeisteruniform ganz schmeuel stand, machte mir alsbald die Eröffnung: er könne leider nicht viel an jenem Tage zu meiner Unterhaltung

beitragen, da er nachmittags zu einer mehrtägigen „Konzert-tournee“ mit seiner Militärkapelle in die Pustastädtchen gehen müsse, jedoch lade er mich dazu ein.

Und ich Tor, der einige Tage früher daheim sein wollte, schlug unbegreiflicherweise diese Einladung ab, die mir eine Fülle steppenursprünglicher Bilder und Erinnerungen fürs ganze Leben geboten hätte. Auch wieder solch ein unfassbares Jugendversäumnis!

Da sagte er zum Duzfreund und Leutnant — ein solches Verhältnis war nur in Osterreich-Ungarn möglich —:

„Diebl, sorg' du heut in meiner Abwesenheit für die Unterhaltung des Herrn Doktors.“ —

Der Kapellmeister fuhr in die Pusta. Leutnant Diebl ließ mich freundlicherweise den ganzen Tag nicht mehr los. Da er sich als höchst angenehmer Gesellschafter entpuppte, konnte man sich's schon gefallen lassen . . . Wir schwammen in der Theiß zusammen, speisten im Offizierskasino, wo ich einer Menge von ungarischen Offizieren vorgestellt wurde, die hocheifrig über die Bekanntschaft eines ehemaligen reichsdeutschen Reserveleutnants waren.

Diebl, mein treuer Szegediner Gefährte, ließ mich keine Minute mehr allein, brachte mich abends zur Bahn nach Budapest und verehrte mir zum Abschied sogar noch ein hübsches Bleistiftspitzmesser, das ich noch zum Andenken an jenen Reisetag in Ehren halte . . .

#### 164. Die Romantik von Munkács.

Wer kennt nicht Wilhelm Müllers, des „Griechenmüllers“, herrliches Gedicht, das da mit den Versen anhebt:

„Alexander Ypsilanti saß auf Munkács' hohem Turm,  
An den mooschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm“?

In älteren Zeiten stand dies Gedicht in allen Schulbüchern und den deutschen Jungen war Alexander Ypsilantis Namen völlig vertraut, wie der irgendeines andern Helden.

Die Ypsilanti-Romantik steckte mir gleichfalls seit Schulzeiten im Blute — es ist etwas Merkwürdiges mit solcher Romantik — und begleitete mich durch das ganze Leben mit leise schwingenden Untertönen, und da ich schon als starker Fünfziger auf einer Ostfahrt aus Galizien über die Karpaten ins nördliche Ungarn herabstieg und Munkács (Sprich: Munkátsch) an meinem Wege lag, brachte ich es nicht über mich, ich mußte Halt machen, ich mußte die Stätte schauen, wo jener berühmte Griechenheld Alexander Ypsilanti der einst auf Metternichs Befehl von 1821—1823 im Kerker schmachtete.

An einem glühheißen Sommerspätnachmittage hielt mein Zug in Munkács und ich stieg voll romantischer Sehnsucht und starker Erwartung aus.

Die kleinen, ungarischen Städtchen ähneln einander sehr, und ohne Stadtplan, den es gewöhnlich nicht gibt, sich zurechtzufinden, ist für einen Fremden keine Kleinigkeit. So stand ich und wußte nicht, wohin ich mich vom Bahnhofe wenden sollte.

Da kam ein junger, schlanker, hochgewachsener Israelite, der meine Verlegenheit gewahrt haben mochte, auf mich zu, in langem, dunklem Raftan, mit sorgfältig gedrechselten Baibes, d. h. haarfettstarrenden, lang herabhängenden Stirnlocken und in turmhohem Zylinderschlot, und bot sich freundlich an, mir irgendwohin den Weg weisen zu wollen. Als ich ihm den Namen meines Gasthofes, des einzigen in dem gottverlassenen Neste, der im Reiseführer verzeichnet war, genannt hatte, versicherte er mir, sowieso den gleichen Weg zu haben, und ich hielt sein Anerbieten in göttlicher Harmlosigkeit für eine selbstlose, rein menschlich selbstverständliche Gefälligkeit.

Eine Sonnenseite der jüdischen Bevölkerung jener Ostländer ist ihre Kenntnis der deutschen Sprache.

An der Gasthospforte wollte ich ihm schon dankend die Hand für das mir gebrachte Opfer eines kleinen Umwegs reichen, als er mir seine überaus gelenkige und geschmeidig abwärtsgebogene Rechte hinstreckte und mir in drollig-jiddischer Mundart schnarrend entgegenrief: „Kost't zwanzig Kra—izer!“ Schnell zog ich, eines Bessern belehrt, meine Hand zurück und legte den erheischten Lohn in ungarischer Münze lächelnd auf seine etwas schmierige Handfläche . . .

Abgesehen von rühmlichen Gasthäusern in größeren Städten und den unvergleichlichen Kaffeehäusern Ungarns, wo man, ohne etwas zu genießen, ausruhend die Zeitung lesen kann und vom Kellner zur Erfrischung obendrein zwei kalt angelassene Gläser köstlichen Trinkwassers ohne Entgelt vorgesetzt bekommt, herrscht in Gasthöfen kleiner Orte noch vielfach „Halbasien“; zum mindesten ist das Handtuch spottherausfordernd durchlöchert oder der Zimmerschlüssel fehlt oder die Schrankschlösser sind ausgeleiert oder die Tapete hängt in Fetzen über das Bett herunter.

Die Krone solcher Herbergsgelage war aber doch meine Gaststätte zu Munkács! Durch ein zerfallenes Tor betrat man einen großen, rechteckigen Hof, der von schlanksäuligen Arkaden umgeben war, unter denen die Gaststuben lagen. Der Hof war derart mit wahren Bergen von unerhörtem Unrat und Unflat angefüllt, über die am helllichten Tage die Ratten in Schwärmen hin und her

hüschten, so daß mir förmlich der Mut sank, hier zu nächtigen. Aber ich mußte bleiben — es ging kein Zug mehr weiter.

Ich ließ mir todesverachtungsvoll ein Zimmer geben; nur eine Treppenstufe schied mich von dem Hofe, diesem Ort aller Schauder, von dessen Schrecken ich heute noch zuweilen träume. Um jedoch diesem Gasthaus, eigentlich richtiger, diesem halben Trümmerhaufen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich rühmen: die Bettwäsche war von blendend tadelloser Reinheit. Außer der blanken Wäsche war das kalte, schmackhafte Bier des Hauses rückhaltlos zu loben!

Aber, aber, in der Lüre meines ungestlichen Gemaches klappten handgroße Löcher, so daß ich vor Schlafengehen mit größter Selbstüberwindung die ekelhaft schmierigen, uralten Bodenteppiche und Bettvorlagen zusammenrollte und sie durch die mächtigen Spalten stopfte — sie mochten, von außen gesehen, wie Kanonenrohre hervorgeguckt haben — aus Sorge, die fürchterlichen, zahllosen Ratten könnten ins Zimmer eindringen und zur Nachtzeit über Bett und Gesicht mir spazieren . . .

Kaum eingestallt, eilte ich, um noch vor Sonnenuntergang durch Maisfelder außerhalb des Städtchens nach der ehemaligen Kaserne zu gelangen, wo der Veranlasser meines schreckhaften Munkácsér Aufenthaltes, eben jener dichterbesungene Alexander Opylanti, vor bald neunzig Jahren in der Haft saß. Der nicht gerade sehr zwingen- oder kerkerhafte Bau wurde jedoch gerade umgebaut oder erneuert und war abgesperrt. Kein Mensch war weit und breit zu sehen, der mir Red' und Antwort hätte stehen können, so daß ich nicht bis zur Zelle des edeln Hellenen gelangen konnte und mich mit dem Anblick der äußeren Umrisse zufrieden geben mußte.

Aber froh war ich doch, als die Nacht ohne Rattenbesuch vorüber war und die frühmorgendliche Erlösungstunde schlug, die mich mit der Eisenbahn glücklich ein Stück weiter ins Ungarland beförderte. Und ich tat in meinem Herzen den schrecklichen Schwur: die Wallfahrt nach Munkács solle gewiß die letzte, der Romantik zu Ehren unternommene Fahrt meines Lebens gewesen sein!

#### 165. Eine Schenke im Kaiserpalast.

Die ganze Stadt Spalato — wie der stolze, römische, noch an Palatium, Kaiserpalast, Kaiserpfalz gemahnende Name durch viele Jahrhunderte hieß und erst unlängst in das jugoslawische „Spilit“ umgewandelt wurde — die ganze Stadt Spalato ist in die Umfassungsmauer des uralten Palastes des christenverfolgenden Kaisers Diokletian eingebaut.

Merkwürdiges, baulich überwältigenderes gibt es gewiß nicht leicht wieder. Die Mauern des alten Kaiserpalastes lagen meinem Gasthauszimmerfenster so nahe benachbart, daß ich, über ein schmales Gäßchen hinüber, sie fast mit ausgestreckter Spazierstockspitze betasten konnte.

Ein abenteuerliches Gewirr und Gewinkel von angenehmen kühlen Gassen und Gäßchen, zumal an heißen Sommertagen, unterbrochen von Säulen, Tempeltrümmern, Resten von Bädern, Gewölben, Portiken, füllt die Altstadt von Spalato . . .

In einer dieser dunkeln, engen, volksbelebten Gassen klappt düster eine große Weinhöhle, d. h. ein finsterner, aber wohlthuend kühler Raum, wo die Eingeborenen ihren Weindurst zu löschen pflegen.

Je düsterer, unscheinbarer, kläglicher im Süden die Kellereien der Schankwirtschaften von außen sind, um so süffiger, edler, unverfälschter sind die Weine, die drinnen verzapft werden. Dies ist eine altbekannte, goldene Regel.

Die Besitzerin dieser Weinhöhle ist die biedere Schankwirtin Giovanna Aglic (sprich: Aglitsch), — ein seltsamer, aus italienischen und jugoslawischen Bestandteilen gemischter Namen. Italienisch konnte man sich gut mit ihr verständigen, wie mit allen Dalmatinerinnen überhaupt.

Drei Riesenfässer, eines mit leichtem — er ist noch immer schwer genug — eines mit mittelschwerem und eines mit tintenschwarzem, ganz schwerem Weine gefüllt, stehen im Hintergrunde des zum Zechen einladenden Raumes.

In dichten Reihen, auf langen Bänken, sitzen in ihren Kleidsamen, theaterhaften Landestrachten, fezbekrönt, die Volksgenossen mit ihren treuherzigen Gesichtern und lassen sich die unverfälschten, spottbilligen Getränke ihres sonnigen Vaterlandes königlich munden.

Der allerbeste der Dalmatiner Weine dünkt mich der D polo zu sein, der, wenn überhaupt möglich, nur etwa vom Platina droben in Bosnien an Süffigkeit und Güte noch überboten wird.

Hinter diesen beiden Königen unter den Weinen scheinen mir die besten edelsten Sorten der französischen und italischen Weine bescheiden zurücktreten zu müssen . . .

#### 166. Athen in Bern.

Im oftbesuchten Bern ward mir ein Begegnis von selten erlebter Schönheit im Norden:

Da tummelte sich auf einer Wiese dicht an der wildschäumenden



Nare, von Sonnenschein beglänzt, eine Schar diskuswerfender Schweizer Jünglinge.

Die geschmeidigen Gestalten, völlig entblößten Oberkörpers, mit sehnigen Armen die schweren Metallscheiben erstaunlich weit schleudernd, gaben ein Bild, wie man es im alten Athen am Ilissos nicht leuchtender hätte schauen können . . .

#### 167. Der geschnitzte Christbaum.

Mitten in den traurigen Wintertagen der deutschen Inflationsungeheuerlichkeit und des deutschen Banknotendruckschwindels erfreuten mich, wie himmlische Boten gesendet, einladende Rufe zu Freunden in die Schweiz, nach Basel und nach Locarno am Langensee.

Dort, zu Locarno, wohnte seit der Wende dieses Jahrhunderts eine Freundin von mir aus jungen Jahren, die weithin Bekannte und geschätzte Porträtmalerin Klara Wagner-Grosch, damals leider schon als Witwe des ebenso hochgehaltenen Schweizer Kunstmalers Jakob Wagner.

Eines Tages — es dämmerte schon am frühen, locarnesischen Jännernachmittage — rief Frau Klara mit dem ihr eigenen, schönen Hochschwung erhobener Stimme:

„Diesen Abend besuchen wir den mir befreundeten Bildhauer und Bildschnitzer Schwerzmann; der muß Ihnen etwas von ihm selbst Geschaffenes zeigen, was Sie vermutlich so oder in ähnlicher Form noch nirgends geschaut haben. Es ist zu merkwürdig und eigenartig.“

Die Freundin verstand es, mit derlei Redewendungen meine Neugier oder, edler, Wißgier auf die Folter zu spannen.

Der befreundete Bildschnitzkünstler wohnte in dem Stadtteil Minusio, etwas außerhalb des Weichbilds von Locarno.

Dort angelangt, forderte Frau Klara den noch in kräftigen Jahren stehenden Meister auf, mir sein neuestes Werk weisen zu wollen, da ich für alles Ursprüngliche und Eigengeartete eine besondere Vorliebe hege.

Da brachte er eine kleine, gelbliche Holzkiste herbei, klappte den Deckel auf, entnahm der Tiefe, Stück um Stück, holzgeschnitzte Gebilde, die er, Glied um Glied, kunstgerecht ineinanderfügte und aufbaute, und siehe da: nach wenig Minuten war der geheimnisvollen Kiste der schönste, holzgeschnitzte Weihnachtsbaum, ein wahrhaftiger, hölzerner Christbaum entstriegen!

Lichter wurden an den geschnitzten Ästen gezündet, und wir feierten, obwohl der Christabend schon zeitlich einen Monat dahinterlag, im Geiste den schönsten Weihnachtsabend zusammen.

Freilich, die grüne Tannenfarbe fehlte. Der Baum erglänzte in gelblich-rötlichem Schimmer, und, für gewöhnlich tauschte ich ihn doch nicht gegen einen harzdunstenden, waldbewachsenen Nadelbaum; aber etwas Überraschenderes, Eigenartigeres und Urzigeres ließ sich nicht denken und machte dem Hervorbringer solchen Werkes alle Ehre.

Dann rüstete und werkte die geschickte Schöpferhand des Künstlers den Christbaum wieder ab. Stück für Stück wurde wiederum in der kleinen Kiste sorgfältig eingefügt; die einzelnen Holzstücke gingen klein zusammen und nach wenigen Augenblicken war die leuchtende Herrlichkeit verschwunden und begraben.

Auch noch andere Werke, die der bedeutende Künstler in seiner Werkstatt uns zeigte, gaben ein Bild seines außerordentlichen, urwüchsigen Schaffens und Könnens.

Unter dem flimmernden, glühigen Gefunkel des südlichen Sternhimmels ging es in strahlend eisiger Winternacht wieder heimwärts . . .

#### 168. Verschieden geartete Kinder.

Zwei schwitzende Schifferbuben ruderten mich von Rapperswyl nach der Insel Pfau hinüber, wo ich den Friedhof besuchen wollte, der einst Hutten's jetzt verschollene Grabstätte beschloß.

Ich fragte die Jungen, was sie am liebsten in der Schule lernten? Beide riefen rauhkehlig wie aus einem Munde: „Rechnen!“ Altflug fügte der eine hinzu: „Rechnen isch nötiger als singen; singen nützt gar nüt!“

So derbwirklich dachte die Schweizer Jugend an der Schwelle des 20. Jahrhunderts . . .

\* \* \*

Da empfand jenes deutsche Kind kindlicher, das, bei der Heimkehr aus der Schweiz befragt, was es denn Schönes und Großes an Bergen und Seen dort gesehen und was ihm am besten gefallen habe, beseligt erwiderte: „E Vögele!“ . . .

#### 169. Originale aus Aarau.

In Aarau stieg ich von Ischokles altem Berggarten, der „Blumenhalde“, zu einer Aussichtshöhe hinan.

Ich küftete, mir den Schweiß zu wischen, etwas den Hut, was ausseh'n mochte, als grüße ich die herrliche Landschaft mit der Aare drunten — denn im selben Augenblicke trat ein alter Mann auf

mich zu: „Ja, nicht wahr, vor der Natur kann man schon den Hut abziehen“, um in Stegreifreimen fortzufahren:

„Natur, das ist die wahre Kunst,  
Alles andere ist nur Dunst;  
Die Menschen können nichts Höheres schaffen,  
Sie müssen der Natur alles abgaffen!“ —

Er stellte sich mir als den 76jährigen Johannes Friedrich Klingelfuß vor, und als ich ihm gestand, daß er mit seinen Reimen an den richtigen Mann geraten sei, indem ich selber nicht wenige Bücher schon verfaßt habe, da lud er mich in seinen benachbarten Garten ein, pflückte mir seine schönste Rose vom Strauch und erzählte viel köstliche Schnurren.

So sei einmal, plauderte er behaglich, ein etwas zweifelhaftes Dämchen nach Aarau gekommen und habe sich am Bahnhof an einen Dienstmann mit der Bitte gewendet, er möchte sie doch einem „alleinstehenden Herren“ zuführen! Der Angeredete, ein um seines Witzes willen stadtbekanntes „Original“, habe das Mädchen vor das Standbild Zischokkes geführt: „Hier ist ein alleinstehender Herr!“ —

Im alten biedern Klingelfuß, der unablässig mit Stegreifversfüßen klingelte, und mit dem mich ein drolliges Geschick zusammengeführt hatte, schien ich selber eines der größten Aarauer „Original“ gefunden zu haben . . .

#### 170. „Herr Viola! Herr Viola!“

Es war noch stockdunkel im Posthof am Septembermorgen; nur an fernen Bergwänden leuchtete es bligartig auf wie erste Dämmerung, als wir mit dem Postwagen Chur zur Splügenfahrt verlassen wollten.

Fast alle Mitreisenden hatten ihre Sitzplätze bereits eingenommen, nur ganz wenige standen noch erwartungsvoll um den Wagen da. Der „kontrollierende“ Postbeamte, der vor Postwagenabgang die Namen der Reisegefährten verlas, rief einige Male vergeblich:

„Herr Viola! Herr Viola!“, wodurch ich mich aber natürlich nicht im geringsten getroffen fühlte.

Da kam er schließlich auf mich zu und fragte: „Herr Viola! Sie haben doch Banketta? Bitte, zeigen Sie Ihr Billett!“

Ich wies es ihm; es stimmte alles, und so schwang ich mich hinten auf den oberen, aussichtsvollen Banketta (Bänkchen)-Sitz am Postwagen hinauf.

Der Postbeamte mußte tags zuvor meine Besuchskarte beim Abschreiben in sein „Kontrollbuch“ stark veritalienert und meinen ur-

deutschen Namen „Bierordt“, der Italienern und Halbtalienern immer so viel Schwierigkeit und Kopfzerbrechen machte, in ein feines Ohren melodischer klingendes „Viola“ verwandelt haben. —

Dieser Reisetag „Herrn Violas“ über die starren, winddurchbrausten Steinwüsten des Splügens hinunter in die Gefilde der herbstwarmen, traubenschwellenden Lombardei war einer der herrlichsten, erinnerungsverklärtesten Tage meines ganzen, langen Reiselebens.

Selig mag sich der preisen, der noch mit den altmodischen Postgäulen, und nicht mit den modernen Autobussen, über die Alpenpässe fahren durfte!

#### 171. Das Dornröschenschlößchen bei Baduz.

Das glückliche, weltabseits gelegene, ganz österreichisch angestrichene Fürstentum Liechtenstein, dessen Beherrscher stets in Wien lebte und nur selten sein Riesenreich eines persönlichen Betretens würdigte, wurde bekanntlich bei der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches völlig vergessen.

Seitdem sind seine glücklichen Bewohner militärfrei gewesen, und da der reiche Fürst für alle Ausgaben seines Landes selber aufkam, zugleich auch ein abgabefrei-seliges Ländchen! —

Der Schloßwächter im alten, trozigen Bergschloße Baduz sagte mir: wenn je der Fürst einmal herkomme, so wohne er in einem wahrhaft wunderbaren Dornröschenschloße, mitten in prächtiger Buchenwaldwildnis zauberisch gelegen; und „nur zwei Büchenschuß weit“ sei es bis dorthin.

Abenteuerlustig, wie ich bin, stieg ich über saftige Wiesen hinan, bahnte mir den Weg quer durch das dichte Gesträuch der großartigen Buchenwildnis, und fand in Waldesmitten ein von Rosensträuchern umwuchertes, einzig schönes, verwildertes Schloßchen, ein Mittelstück zwischen florentinischem Burghaus und galerienluftigem Schweizerhaus, mit gotischen Türen und reizenden Lauben daran. Es schien ganz verlassen, da sein Schloßherr kaum jemals naht.

Halb offen stand eine Tür und zwei riesige, ungeschlachte Siebenmeilenrostiefel lagerten, wie der Völkerwanderung entstammend, davor, so daß ich mich plötzlich in eine ganz unsagbare Märchenstimmung versetzt fühlte.

Ich pochte zaghaft an die Pforte — und eine dumpfe Menschenfresserstimme rief unheimlich im Gebäude drinnen: „Wer klopft da?“

Da war ich nun völlig ins Märchen verzückt und an das Knusperhäuschen der Frau Holle entrückt.

Dann schlürfte es herbei: ein alter, fürstlicher Leibjäger, die richtige Sagengestalt, erschien unter der rosenumspinnenen Haustüre, augenscheinlich der verzauberte Besitzer jener riesenhaften Siebenmeilenstiefel.

Wir plauderten nunmehr über alles mögliche fürstlich liechtensteinische und schieden als völlig märchenentzauberte, gute Freunde...

#### 172. Spenser Wilkinson.

Ein Jahr vor dem wahnsinnigen Weltkriege fuhr ich im Gesellschaftsauto von Aosta in Piemont auf den Großen Sankt Bernhard hinauf.

Neben mir im vollbesetzten Wagen saß ein Engländer, schon in vorgerückten Jahren. Dieser Mann sprach ein so vorzügliches Deutsch, wie ich es nie von einem Ausländer gehört habe. Ja, er meisterte derart unsere Muttersprache, daß er, offenbar im höchsten Grade wortschöpferisch veranlagt, geradezu neue Wortbildungen schuf, die Hand und Fuß hatten und in steigendem Maße meine Bewunderung weckten.

Da wir, wie es schien, gegenseitig aneinander Gefallen fanden, beschloßen wir, das Mittagsmahl auf dem Großen St. Bernhard gemeinsam einzunehmen, und am Nachmittag, um vom Postwagen nach Martigny hinunter unabhängig zu sein, ebenso gemeinsam einen Einspanner zu mieten.

In Aosta hatten wir morgens Wärme, fast Hitze, gehabt; auf dem St. Bernhard pfiß Eiswind über die Schneefelder.

Wir unterhielten uns über deutsche Literatur und tauschten schließlich unsere Besuchskarten aus; er hieß Spenser Wilkinson und war Professor an der Hochschule zu Oxford. Er lehre, wie er mir sagte, Deutsch und Griechisch, und sei beider Sprachen gleich mächtig. Ich gestand ihm, daß ich niemals einen Nichtdeutschen getroffen, der das Deutsche in solch erstaunenswertem Maße beherrscht habe. Was ihn sichtlich erfreute.

Er fahre jedes Jahr nach Deutschland, berichtete er, um Land und Leute zu studieren und glaube selber, daß es nicht viele Briten gebe, die, so wie er, Deutschland kennen und lieben.

Aus den Eiswüsten des Großen St. Bernhard brachte uns ein leichtes Gefährt hinab in die Gluthölle des hochsommerlichen Rhonetals, wo wir uns nach herzlichem Abschiede trennten.

— Kurz darnach bekam mein Neffe, Otto Schellenberg, eine Stellung als Lektor des Deutschen an der Oxforder Hochschule. Er suchte mit einem Gruß von mir meinen Reisegefährten auf und

schrieb mir: Spenser Wilkinson erinnere sich meiner mit der gleichen Freude, wie ich mich seiner entsänne . . .

Nun brach der Krieg aus. In der ersten Zeit brachten die deutschen Zeitungen mehrfach Berichte aus England über deutsche Zustände und Verhältnisse. Und siehe, da hieß es: Spenser Wilkinson sagt dies und sagt jenes von Deutschland und den Deutschen. Und das, was Spenser Wilkinson sagte, war stets das Einzige, was vollständig der Wahrheit über Deutschland entsprach, denn er kannte genau sein geliebtes Deutschland, wie wohl kein zweiter Mensch in England. Thomas Carlyle hätte seine Freude daran gehabt . . .

### 173. Das Abenteuer auf der Staffalp.

Schon lange war es mein Wunsch, Zermatt und das abenteuerlich geformte Matterhorn zu sehen. Dieser Berggriese, der wie das Horn eines ungeheuern Nashorns gen Himmel stößt, machte mir einen überwältigenden, fast niederschmetternden Eindruck. Sein Anblick hat etwas Atembeklemmendes, Erdrückendes.

Um ihm näher zu kommen, mietete ich mir ein Pferd im Gasthaus. Der Wirt gab mir einen, wie er meinte, sicheren, erprobten, wenn auch noch Knabenhaften Führer mit.

Auf unglaublich steilem, schmutzigem Weg — es war Ende Juni und noch lasteten ungeheuerliche Schneemassen allenthalben — ritt ich zum Schwarzseehotel hinan. Ganze Sumpfbrocken hängten sich unterwegs an meine Hosen. Das Schwarzseehotel, mein Ziel, war noch nicht geöffnet. Dort befindet man sich wie auf einem Auslichtsturm inmitten der großartigen Eismelt. In nächster Nähe schaut man die Dent blanche, das Kleine Matterhorn, den Schneekoloß des Monte Rosa, sowie unzählige Zacken, Zinken, Gletscher, Moränen und was alles zu schneeköniglichen Hochgebirgsausrüstungsstücken sonst noch gehört. In göttlicher Klarheit, wie mit Händen greifbar, glüht und glitzert alles rundum . . .

Mein jugendlicher Führer führte mich jedoch auf unerhörte Steige. Wir sahen stets in der Ferne das Schwarzseehotel, kamen ihm aber doch um keinen Schritt näher; denn — o wehe! — er hatte mich in seiner Begunkenntnis auf die Staffalp irre geführt — ein richtiger Irre=Führer!

Da plötzlich, in einem vom Matterhorn schauerlich überragten, von Eis und Schnee wie überzuckerten Felsenzirkus, mitten in einem Wirrsal von Gebirgsklüften, Sümpfen, Gletscherbächen und Schneeschwunden, begann mein Pferd zu sinken! und sank und sank, bis der Schnee zu den Hüften des Reiters reichte und nur noch

der halbe Kopf des Gauls mit gespitzten, rückgelegten Ohren aus dem weißen Meere der Schneewelt hervorguckte. —

Ich dachte nicht anders, als: jetzt tauchst du in die Felspalte hinab und stirbst einen Erstickungstod drunten im Abgrund! . . . Das Tier war aber nur in der Schneemulde langsam in die Knie gebrochen und hatte die Wegsteuer verloren.

Der Pferdejunge schrie laut auf vor Entsetzen, als er Kopf und Reiter vor seinen Augen in die Schneetiefe hinunter sinken sah. Das brave Pferd aber arbeitete sich mit überpferdlicher Mühe krampfhaft wieder empor und ich verlor alsgemach meinen Todeschrecken.

Der gewissenlose Bube bat mich fußfällig und die Hände verzweifelt ringend: ich möchte dem Wirte ja nichts davon sagen, daß er „sich vergangen, ja, daß er selber heute zum ersten Male als «Führer» diesen Weg nach dem Schwarzseehtel gemacht habe!“

Ich putzte den Kerl gehörig herunter, nicht nur, weil er den Reisenden in Lebensgefahr gebracht, sondern auch das treffliche, schöne Pferd zum mindesten in die Möglichkeit des Fußbruches versetzt habe. Dafür habe er redlich eine Tracht Prügel verdient!

Als ich erschöpft eine kurze Zeit vom geretteten Gaul abgestiegen war, tätschelte der Junge mich weinend an der Schulter und bat, jämmerlich flehend: „Verzeihen, o verzeihen Sie mir doch, mein Här; ich bin ja nur ein armer Duabe!“

Ich war schwach und gutmütig genug, um das Kerlchen nicht um sein bißchen armseliges Brot zu bringen, ihm zu versprechen, über alles Stillschweigen bewahren zu wollen. Und dieses Versprechen habe ich ihm auch gehalten — vielleicht zum Schaden meiner Reisesachfolger.

#### 174. Korsische Drittelskultur.

Den Korsen merkt man auf Schritt und Tritt die Halbwildheit an, besonders an der Unkultur der Unduldsamkeit, mit der man vielfach behandelt, zumal auf den Straßen unverschämt belacht wird.

So machen es leicht alle Hinterwäldlervölker, die niemals aus ihren Mauern und Wänden herauskommen, deshalb ihre Gepflogenheiten, Trachten und Sitten für die einzigrichtigen, allgemeingültigen halten.

Bald fallen ihnen die aufgekrempelten Hosen des Fremden, bald der ungewohnt-fremdartige Mantelschnitt eines Reisenden unangenehm auf.

Ähnlich soll es vielfach in Spanien sein, dessen Inneres ich leider

nicht kenne, an dessen Grenze zu San Sebastian ich nur einmal genippt habe.

Der einst vergötterte, dann völlig, und sehr zu Unrecht, in die Versenkung der Vergessenheit gefallene Maler Ferdinand Keller, jedenfalls einer der größten Zeichner und Koloristen des 19. Jahrhunderts, erzählte mir vor langen Jahren, er sei mit Frau und Schwägerin durch Spanien gereist. Da seien die Damen, ihrer deutschen Mode halber, derart vom Pöbel verspottet und verlästert worden, daß sie nicht mehr den Gasthof zu verlassen gewagt und fluchtartig die spanische Grenze zu erreichen gesucht haben.

Auch von einer andern Alt-Karlsruherin weiß ich, daß sie nebst der sie begleitenden Dame, um ihrer ungewohnten Hutform willen, vom Madrider Gassengesindel sogar angespöckelt wurden!

An solchen kleinen Kennzeichen erkennt man so recht, wie tief der Korse, gleichwie der Spanier, unter der mehrtausendjährigen Kultur der Italiener stehen.

#### 175. Korsische Geschichtskunde.

In einer winkligen Gasse von Ajaccio befragte ich einen Soldaten nach Napoleons Geburtshaus.

Er sah mich starr an, als habe ich den Weg zum Südpol von ihm begehrt.

Ich wiederholte ihm aufs deutlichste den Namen: „Napoleon Bonaparte.“

Er schüttelte den Kopf; der Name war, wie er mir gestand, aus meinem Munde zum erstenmal an sein Ohr gedrungen! . . .

Tief ergriffen aber hat mich im Dome die einfach großartige Grabinschrift der Kaisermutter Lätitia: Mater regum . . . Und nicht weniger das Reiterstandbild Napoleons, in antikem Gewande, umgeben von seinen vier Brüdern, die, zu Fuß, gleichsam eilenden Schrittes dem Meere zustreben, um jenseits der Salzflut ihre Königskronen zu erraffen . . .

#### 176. Chapeau, chapeau, chapeau!

Zu Ajaccio auf Korsika saß ich im Theater St. Gabriel, wo „La porteuse de pain“ gegeben ward und hatte, vergeblicherweise, meinen Hut aufbehalten.

Mein Platz war in der allerersten Sperrreihe, so daß ich die gesamten Zuschauer im Rücken hatte.

Plötzlich erhob sich eine Stimme: „Chapeau!“ Die Stimmen mehrten sich und schwoilen sturmgleich an, bis die ganze, raum-



füllende Menschenmasse, zorniger werdend: „Chapeau, chapeau, chapeau!“ schrie.

Ich unschuldvolles Lämmlein hatte keine Ahnung, daß der Sturm des Unwillens in mir gelte, bis mich ein Nachbar sachte berührte und mich auf mein Versehen aufmerksam machte.

Blitzschnell riß ich den Unglückshut vom Kopfe herunter und der Drkan war beschwichtigt.

#### 177. Am Davoustdenkmal in Auxerre.

Unter den 152 französischen Städten, worin ich mich auf meinen neun großen Reisen durch Frankreich länger oder kürzer aufgehalten habe, steht mir auch die gemüthliche Provinzstadt Auxerre in netter Erinnerung.

Dort ist einem einst vielgenannten und in Deutschland vielgehaßten Sohne der Stadt ein Erzbild errichtet: dem napoleonischen Marschall Davoust, dem Schinder, Blutsauger und Ubeltäter der Hansestadt Hamburg. Dort, an der Elbe, hat er sich für alle Zeiten ein Denkmal unauslöschlichen Hasses gesetzt, dauernder vielleicht als das Erzbild zu Auxerre.

Davoust war der Napoleon vielleicht am blindesten ergebene Satrap, der auf Befehl seines Herrn, ohne mit der Wimper zu zucken, die Welt in die Luft gesprengt hätte, der Mann, auf den der Kaiser sich unbedingt verlassen konnte, und der insolgedessen gerade gegen die unglückliche, norddeutsche Hafenstadt von Napoleon auf diesen vorgeschobenen, gefährdeten Posten an die richtige Stelle gestellt worden war; denn da bedurfte es eines eiskalten, herzlosen Werkzeugs . . .

Sonst wird Davoust als ein gerechter, uneigennütziger, sich selbst in keinerlei Weise bereichernder Offizier des kaiserlichen Heeres geschildert, was damals eine große Seltenheit war.

Am Sockel jenes Denkmals prangen die Namen der Schlachten, in denen der Marschall gefochten, ja, vielleicht den Ausschlag des Sieges gegeben hatte. Da liest man von der Schlacht bei den Pyramiden, von Aboukir, von Heliopolis, von Austerlitz — aber merkwürdigerweise zugleich von der, wenigstens deutschen Geschichtskennern, herzlich unbekanntem „Schlacht von Offembourg“ (Offenburg!)! Jedenfalls scheint, und es ist dies echt französisch, ein unbedeutendes, nichts sagendes Scharmügel bei der Königstadt zur großen Waffenhandlung aufgebauscht worden zu sein.

#### 178. Halévy's „Jüdin“ zu Nîmes.

Im südfranzösischen, provenzalischen Nîmes wollte ich mir den

Genuß einer Operndarstellung leisten und begab mich zur festgesetzten Stunde nach dem Theater.

Es ist ein schönes, großes, im Tempelstil erbautes Haus, heißt sogar Grand théâtre de Nîmes.

Das Orchester spielte flott. Aber welche Hörerschaft! Wer von den Provenzalen wollte, behielt ruhig den Hut auf und jeder spuckte nach Herzenslust auf den Boden!

Der „Kardinal“ im Stück hatte eine schöne Bassstimme; auch die Heldin ward ihrer Rolle vollauf gerecht. Der arme „Eleazar“ jedoch sang in den höheren Lagen einmal stark daneben — sofort begannen die grausamen, wenig zartfühlenden Zuhörer derart zu toben und zu johlen und, in der Fistel zwitschernd, den bedauernswürdigen Sangeskünstler zu verhöhnen, daß er, wie ein Schlachtopfer auf den Brettern stehend, einen von Herzen dauern konnte!

Die Kostüme waren schön und zeitgetreu. Kläglich aber war der Einzug des deutschen Kaisers Sigismund in Konstanz dargestellt, von ein paar elenden Männchen gespielt, die lächerlich oft wieder auftraten, um sich von neuem zu zeigen und den Eindruck riesiger Zugeslänge hervorzubringen.

Das Roß des Kardinals, ein Schimmel, der beim Anlaß des kaiserlichen Einzuges auf die Bühne kommt, war offenbar zu jung oder des Lichtes ungewohnt, kurz, er scheute derart, daß er um ein Haar zwei Kulissen, die sich elend auf den Schauplatz der Handlung herabneigten, ungerissen hätte und in ganz Konstanz ein heftiges, im Texte durchaus nicht vorgeschriebenes Erdbeben verursachte.

Es dauerte geraume Zeit, bis der Gaul sich wieder beruhigt hatte und die halbschiefen, baufälligen Kulissen wieder in ihre richtige Lage gebracht werden konnten, wodurch die ganze Veranstaltung in ein lustiges Stocken geriet . . .

#### 179. Der Gassenzahnarzt von Nîmes.

Eben wollte ich in den Grand Temple Protestant gehen, um einem französisch-reformierten Gottesdienste beizuwohnen.

Unmittelbar vor der Kirche scholl schmetternde Blechmusik; ein Volkshaufen umwogte bunt einen Wagen.

In frisch angemalter, gelb und blau gelackter, abenteuerlich aufgeputzter, omnibusähnlicher Kutsche mit vergoldeten Laternen war ein Quacksalber, ein Wanderzahnarzt, angefahren. Auf dem Wagendache hockten drei Musikanten mit Trompeten und Posaunen, und schmetterten unaufhörlich drein, um die Schmerzenslaute der Opfer des Marktschreiers zu übertönen!

Wer wünschte, konnte sich hier in höchst gemüthlicher Öffentlichkeit seiner Zähne berauben lassen.

Aber dem Kutschenbocke war ein ungeheurer, roter Sonnenschirm ausgespannt, worunter die zahnärztlichen Eingriffe stattfanden.

Köstlich und nachachtenswert war, daß dieser, sein Geschäft wissenschaftlich betreibende Straßenzahnbrecher zuerst am Kiefer eines ekelhaften, schmutzigen, noch von eingetrockneten Fleischstücken behangenen Totenschädels vor Augen führte, was er dann am lebendigen Gegenstande vorzunehmen beabsichtigte.

Mit beneidenswerter Lunge pries der Wundermann seine Waren an; hatte er einen Augenblick mit Redegeproß und Armgefuchtel innegehalten, fiel die Musik jedesmal mit rauschendem Tusch ein, um die Hörer immerfort in Spannung zu wiegen und zu betäuben. Sein Geschäft ging glänzend.

Die Sonne schien in die weit aufgesperrten Mäuler der Zahnleidenden, und der Zahnheilman schwang siegerhaft die ausgerauten Zähne, wie ein Indianer sein erbeutetes Skalp, hoch in Lüften.

Das Ganze glich auf und nieder dem Schauplatz der Darstellung einer lustigen Singbühne . . .

#### 180. Im Grand temple Protestant zu Nîmes.

Im stattlichen Bethause der Reformierten zu Nîmes stand an Stelle des Altars, höchst nüchtern, ein großer — Schreibtisch mit Kirchenbuch, Schreibzeug und vielen Psalm- und Gesangbüchern, die verteilt und wieder eingesammelt wurden.

Die ganze Örtlichkeit machte mehr den Eindruck einer Notarskanzlei denn der eines feierlichen Gotteshauses.

Aber dem Schreibtische hing die mächtig große Kanzel, worauf ein bequemer Lehnstuhl stand.

Um halb elf Uhr sei „Sermon“ (Predigt), sagte mir der Kirchendiener. Und schon füllte sich das Haus ansehnlich.

Nach kurzem Orgelvorspiel bestieg ein wohlbeleibter, greiser Pfarrherr mit langem weißem „Kotelett“-Bart die Kanzel, ließ sich behaglich in den Großvaterstuhl nieder, räusperte sich, putzte mit Selbstgefühl die Nase und spuckte viermal auf den Boden der Kanzel — ein Brauch, der in Deutschland noch fehlt.

Als die geistliche Musik aufhörte, erhob er sich schwerfällig pustend, sprach ein kurzes Gebet und drückte hinter sich auf den Knopf einer elektrischen Klingel, deren Silberton man alsbad auf der Emporbühne vernahm, worauf die Orgel wieder zu spielen anhub und der Geistliche von seiner Mühewaltung erschöpft in den Kanzelsorgen

stuhl zurücksaß, um sich von neuem mit Räuspern und Ausspucken zu beschäftigen.

Dies wiederholte sich, bis er endlich nach langem Bäckchenzurechtrücken und Talarärmelzupfen die Predigt begann, worin er viel von den alten Römern, ihren Werken und deren Hinfälligkeit, sowie zuletzt von — Christoph Kolumbus sprach!

Bald im Basse grollend, bald in der Fistel sich übernehmend, mit den Armen wahre Heilgymnastik treibend, bald unter der Kanzelbrüstung halb verschwindend, bald den Hals schier zur Kanzeldecke hinanreckend, bot er einen absonderlichen Anblick an geheiligter Stätte. Man hätte zuvor dem alten, schwerfälligen Herrn die leidenschaftliche Beweglichkeit gar nicht zugetraut.

Dazu drehte sich zwei Reihen vor mir in der Kirchenbank ein kleiner, affenhafter Junge fortwährend um die eigene Achse und schnitt dabei die unerhört drolligsten Fragen, um die fromme Hörerschaft zum Lachen zu reizen; außerdem klangen von Zeit zu Zeit die Musikstöße eines zahnausreißenden Wunderdoktors von außen in die Kirchenandacht, so daß sich dieser Gotteshausbesuch beinahe zum Faschingsscherz gestaltete, wobei das auch während der Predigt fleißig geübte Ausspucken des Pfarrers das Unausstehlichste war...

#### 181. Meine letzte Tasse Kaffee.

Ich war von jeher kein sonderlicher Freund von Kaffee noch von Tee. Vielleicht ist's ein Erbstück von meiner Mutter, die keinen Tropfen Kaffee während des ganzen Lebens über die Lippen brachte, demnach gewiß keine der übelberufenen „Kaffeeschwestern“ war.

Nur manchmal, wenn ich in Gesellschaft nicht gut ausweichen konnte, habe ich mich zu einem Täßchen Mokka förmlich überwunden.

Eigentümlicherweise liebte ich stets den Duft des Kaffees und vor allem mochte ich's, wenn in der Küche des Elternhauses Kaffee geröstet wurde; nur als Brühe seine Würze zu genehmigen, haßte ich nahezu.

Schon in jungen Jahren beobachtete ich, daß der Kaffeegegnuß mir den Schlaf beeinträchtigte, das Herz mir schneller schlagen und die Schläfe mit förmlichem Gehämmer aufschwellen machte. —

Im Sommer 1890 durchzog ich zum ersten Male die Provence. Und im südfranzösischen Nîmes ereilte mich das ausschlaggebende Verderben.

In einem vorzüglichen Gasthose, der altrömischen Arena gegenüber, hatte ich mich beim Abendessen mit einem Franzosen ausgezeichnet unterhalten. Nach Tische beredete er mich, in einem be-

nachbarten Kaffeehaus eine Tasse des stets etwas gefürchteten Getränkes zu genießen.

Ich ließ mich von dem höllischen Versucher verführen. Der mir vorgelegte, von mir vertilgte Kaffeestoff war von solcher Stärke und Güte, daß ich vermeinte, der Kopf zerspränge mir in Stücke. Wie Bagenstricke quollen die dicken, blauen Adern mir aus der Stirne, die Schläfen hämmerten vulkanisch und das Herz schlug wie rasend.

Nach eiliger Verabschiedung von dem Veranlasser des Unheils ging ich noch lang im Mondschein, wie hilfesuchend, um das tiefen Schatten werfende römische Rundgebäude herum.

In mein Gasthauszimmer gekehrt, verbrachte ich die ganze Nacht — denn von Bettgehen und Schlummern konnte keine Rede sein — auf dem Altan meines Gelasses. Es war eine furchtbare Nacht und ich ersahnte heiß den Morgen herbei. Die Mauern des Römertheaters grinsten mich über die Straße herüber wie ein hohnlächelnder, riesiger Totenschädel im Mondlicht an.

Als der Tag endlich heraufdämmerte, schleppte ich mich zum Bahnhof und fuhr mit dem schon „ums Morgenrot“ abfahrenden Zuge nach der altrömischen Wasserleitung, dem weltbekannten Pont du Gard hinaus. Auf der Fahrt aber tat ich ein Gelübde: nie, nie wieder einen Schluck Kaffees in den Mund zu bringen und ich habe seit dem 3. Juni 1890 den Schwur gehalten!

## 182. Der Bäcker von Autun.

Alle Morgen, wenn ich durch Autun, eine gemütliche, französische Kleinstadt wanderte — sie war einst Bischofssitz des berühmten und berühmten, mit allen Hunden gehegten Diplomaten Talleyrand —, kam ich an einer Backstube vorüber.

Diese Backstube lag aber nicht hart an der Straße, sondern etwas zurück; man mußte zu ihr über einen kleinen Hof in das Hinterhaus gehen.

Da gewährte ich durch die offenstehende Tür einen Bäcker, nur mit Hose und Pantoffeln bekleidet, der eifrig an seiner Backmulde stand, den Teig leidenschaftlich mit den Armen durcheinander Knetete, ihn unablässig an seine nackte, schweißtriefende Brust heraufwarf, von wo er wieder flatschend in die Mulde niedertroff.

Erst sah ich es von weitem, die Straße herschlendernd. Da es mir Vergnügen bereitete, dem seltsamen Teigspiele näher zuzusehen, ging ich zu ihm hinüber und stellte mich zum Zuschauen unmittelbar vor ihm auf. Meine Schaugier schuf ihm sichtlich die größte Freude. Jeden Morgen besuchte ich ihn und schaute seinem Eifer, seiner

Leigkneteleidenschaft, zu. Es war trotz alledem so appetitlich anzusehen, daß mich selbst einige niedergleitende, salzige Schweißtropfen nicht abgehalten hätten, seine Ware mit Genuß alsbald zu vertilgen.

Wer verbürgt größere Reinlichkeit anderswo? was man nicht weiß, macht einem nicht heiß . . . und wär's nur der Schweiß!

### 183. Kaiserin Eugenie.

Der letzte Tag meines Pariser Mai-Aufenthalts — 1893 — hatte mir einen besondern Nachtisch aufgespart; er zeigte mir ein lebendiges Stück Vergangenheit, das merkwürdigste Überbleibsel einer glänzenden, glanzlos untergegangenen Zeit: die Kaiserin Eugenie.

In völlig menschenleerem Gäßchen, am hintern Eingange des Hotel „Kontinental“ — wohl um ja kein Aufsehen zu erregen — kam ein schwarzer, geschlossener Landauer angefahren; zwei Rappen zogen ihn gemächlichen Trabes; ein kohlschwarz gekleideter Kutscher saß auf dem Bock; alles schwarz in schwarz; ein Zug der Trauer. —

Ein Pförtner riß den Schlag auf: heraus stieg eine Dame in schwarzer Witwentracht mit gealterten, aber immer noch auffallend schönen, stolzen Zügen; zwei schneeweiße, gerollte Locken schmückten ihre Schläfe; vom Haupte bis weithin zur Erde floß ein schwarzer Schleier.

Langsamen, müden, hoheitsvollen Schrittes stieg sie die breite, mächtige Steintreppe des Hotels hinan, mir ihr scharfes, fesselndes Gesichtsbild weisend. Eine Begleiterin und zwei Herren folgten ihr.

Das Haus, in dem sie für einige Tage abgestiegen war, liegt hart am Tuileriengarten. Wenn die ehemalige Kaiserin aus dem Fenster schaute, fielen ihre Blicke auf die öde Stelle, wo dereinst ihr Palast, der Zeuge ihres Glückes, ihrer Schönheitsiege, ihres Verhängnisses gestanden. Gewöhnliche Sterbliche hätten das schwerlich übers Herz gebracht, gerade hier Wohnung zu nehmen.

Wie mußte ich ihrer einstigen Ausfahrten vor einem Menschenalter gedenken, die, jeweils ein Ereignis, den Gesprächsstoff der Hauptstadt bildeten; jubelnde Volksmassen umringten den Prunkwagen der blendenden Spanierin; schimmernde Hundertgarden in Silberharnischen ritten vorauf und goldstrotzende Türhüter stürzten dienstbeflüßten bei der Heimkehr ihr entgegen — nun aber stand niemand am Kutschenschlag als ein einsamer, weltdurchfahrender, deutscher Dichter, der vor der Größe des weltgeschichtlichen Schicksals, vor der Hoheit des Unglücks ehrfurchtsvoll den Hut zog, und dem ein freundliches Lächeln dankte . . .

#### 184. Ein französischer Bourgeois.

In Deutschland stellt man sich zuweilen das ganze Volk Frankreichs als rachsüchtig, revancheschraubend und kriegsdurstig vor. Nichts unrichtiger als dies.

Unter manchem, ruhig und vernünftig denkenden und Sprechenden Franzosen entsinne ich mich gern eines älteren Mannes, den ich im Ortsmuseum des Provinzstädtchens Sens traf — meine vielen Wanderungen in Frankreich zielten mit Vorliebe nach den zahllosen, kleinen Landstädtchen, wo man die Franzosen in ihrer ehrenwerten, sparsamen, fast spießbürgerlichen Gediegenheit erst recht eigentlich kennen und schätzen lernt.

Im Winkel eines Nebenraumes jenes Museums standen rahmenlos die lebensgroßen Ölbilder des verflorenen Kaiserpaares Napoleon und Eugenie, so recht „ausranschier“, wiewohl es, laut Aufschrift, einstige Geschenke des Herrschers aus seiner Glanzzeit waren.

Der einheimische Herr und ich kamen auf die Vergänglichkeit aller Erdengrößen, die jene Bilder eindringlich predigten, zu sprechen. Ich meinte, dieser Kaiser habe vielleicht ein besseres Ende verdient, denn er habe, rein menschlich betrachtet, viele gute, ja, edle Eigenschaften besessen.

Darauf sprach das Mitglied eines als racheschraubend verrufenen Volkes wie ein alter Weiser: „Wir Franzosen haben damals unser Schicksal verdient, wir hatten uns über alle Völker zu erhaben („trop sublime“) geglaubt!“ . . .

#### 185. Franzosen daheim.

In der Familie eines französischen, protestantischen Geistlichen zu Nevers an der Loire fand ich, trotzdem der Hausvater kein Wort deutsch verstand, eine solche Verehrung für Goethes „Werther“, daß man ihm zu Ehren sogar die junge Tochter des Hauses Lolotte (Lotte) getauft hatte.

Überhaupt lebt Goethes Werk, das den Franzosen wie auf den Leib geschrieben zu sein scheint, in Frankreich ein geradezu volkstümliches Leben.

Aber auch ohne die Verehrung des großen deutschen Dichters war ich in diesem Haus auf das Freundlichste aufgenommen. Bei Gesprächen über deutsches und französisches Schrifttum meinte die Gattin des Geistlichen: „Victor Hugo c'est notre Goethe!“

Bei Tische fiel mir die große Mäßigkeit aller auf; sie gossen ein Drittel des Glases voll Rotwein und füllten zwei Drittel mit Wasser auf. Deutschen wäre dies zu schlapperig erschienen.

Zwei nette, junge Söhne lebten im Hause. In der Schule, sagten sie, könnten sie sich entscheiden, wer Englisch oder Deutsch treiben wolle. Der ältere, Alfred Alcair, ein lieber Jüngling, hatte sich für die ihm besonders sympathische deutsche Sprache entschieden. Er bat mich, mir ein deutsches Gedicht, das er in der Schule gelernt hatte, vortragen zu dürfen, und daß ich ihm etwaige Fehler verbessern möchte.

Und siehe, er trug mir, natürlich mit stark angefranzöster Aussprache „Die nächtliche Heerschau“ von Zedlitz vor, das bekannte Gedicht, das Napoleons I. mitternächtliche Parade ergreifend schildert; er sprach es nahezu fehlerlos. Nur einen Schnitzer, den ich ihm sofort verbesserte, und wofür er sehr dankbar war, leistete er sich; er sagte mit grotesk-feierlichem Ernste:

„Mit seinen entfleischernen Armen  
Rührt er die Schlegel zugleich“ usw.

Ich setzte ihm auseinander, daß das von ihm gebrauchte „entfleischernen“ kein deutsches Wort sei, und wie er sagen müsse.

Er wünschte sich sehr, später in Heidelberg studieren zu dürfen; ja, er schwärmte schon für die Zeit, wo er dort auch „Birr, viel Birr“ trinken wolle! — —

Alfred besuchte mich etliche Jahre nachher wiederholt in Karlsruhe, doch zum Studium in der alten Musenstadt am Neckar kam es leider nicht mehr: der Weltkrieg brach aus und hat die freundschaftlichen Beziehungen, wie so vieles schön Angebahnte, verschüttet. Vielleicht liegt sein junger Leib irgendwo in einem Massengrabe seines Vaterlandes . . .

#### 186. Der „Werther“ in Frankreich.

Auf einem Gang durch das reizende Montpellier, die Stadt der Feliberhochschule, gewahrte ich am Fenster eines Buchladens eine französische Übersetzung von Goethes „Werther“ in einer „Bibliothèque Omnibus illustrée“, also einer illustrierten Volksausgabe, zu 10 Centimes ausgestellt. Dies reizte mich zum Kaufe.

Ich öffne die Ladentür und bin plötzlich — o Wunder! — in einen — Rastiersalon schmuckester Art verzaubert! Schon will ich, einen Irrtum vermutend, den Fuß zurückziehen, als ich eine mit großen Bücherschäften besetzte Wand mir gegenüber entdecke, ja, die Bücher sogar sorglich in weiße Gazeschleier gehüllt, zum Schutze gegen beschmutzende Fliegen, wie etwa fluge Weinbergbesitzer ihre Trauben in weißen Tüllsäckchen bergen . . .

Da ich just lebhaftes Bedürfnis nach Wangenglättung verspürte,



erlebte ich das seltene Glück, im selben Raume mit den Bart schaben zu lassen und zugleich meine Büchereinkäufe vornehmen zu können.

Die Abbildungen zum „Werther“ waren indes derart ungeheuerlich, daß sich in Deutschland die Sittenpolizei vermutlich ins Mittel gelegt hätte. Nie käme der deutsche Zeichner auf den abgeschmackten Gedanken, den „Werther“ in solch saftiger, unflätiger Weise mit Bildern zu „schmücken“: auf einem der beigegebenen Bildchen stand Lotte, in völliger Entblößtheit, in jeder Hand ein brennendes Licht haltend, vor einem Spiegelschrank und staunte gefallsüchtig, in hingebener Bewunderung, ihre eigenen Reize an; auf einem andern räfelte die gute Lotte sich in ebenso göttlicher Splitternacktheit, in einem Buche lesend, auf nächtlichem Schlummerlager.

Der „Werther“ ist ein Volksbuch in Frankreich, indes er im deutschen „Volk“ nur noch von Gebildeten gelesen wird. Aber gegen eine solche Bebilderung des Romans ließe der deutsche Geschmack Sturm . . .

#### 187. Bei der Schönen Magelone.

Von Montpellier aus besucht man zu Wagen in wenigen Stunden einen einsamen, stimmungsvollen, dichterisch bedeutsamen Ort: die auf Kreisrunder, weit ins Meer vorspringender Halbinsel, in wilder Dünenverlassenheit gelegene, ehrwürdige Kirche von Magelone!

Von der einst dicht bevölkerten Stadt, die der Zerstörer Richelieu vom Erdboden verschwinden ließ, ist nur dieses schwermütige, halb in Trümmern liegende, halb wieder hergestellte Bauwerk übrig, das, von einem Urwalde wilder Rosen, Tamarinden, Lorbeerstauden, Schilfgeröhr und Johannisbrotbäumen umwuchert, meilenweit sichtbar sich erhebt.

Die rührende, weltberühmte Liebesgeschichte von der Schönen Magelone, die in unserem großen, deutschen Romantiker Ludwig Tieck ihren Wiederbeleber gefunden hat, ist hier daheim.

Noch steht im winddurchwehten Gotteshause der zerschlagene, halb zerbröckelte, angebliche Steinsarkophag der gefeierten Liebesromanheldin . . .

Wer Lust hat, klettere mit mir auf das plattenbelegte Dach der Kirche hinauf; dort hängt eine wohl schon lange Zeit ungeläutete Glocke. Der Drahtstrang lockte mich, den Glöckner der Schönen Magelone zu spielen. Ich zog — und die selten gehörten Töne klangen weithin übers Meer und die trübseligen Salzlümpfe ringsum, darin die abendroten Wolken sich spiegelten, und zwar schollen sie mit solcher Hestigkeit und Stärke, daß ich selber darüber er-

schrak! Ich mußte die Glocke, absichtslos, stärker angeschlagen haben, als ich ahnte, als mir lieb war.

Ein unsagbar eigenes Gefühl von Heimweh und Weltverlassenheit überkam mich, als ich auf die tote Umgebung hinablickte, wo die menschenwimmelnde Stadt dereinst ihr Wesen trieb . . .

#### 188. Der Bettler von Dijon.

Ein blinder Bettler, schon ein älterer, knebelbärtiger Mann — vielleicht kniff er auch nur die Augen zu und stellte sich blind — an der Post zu Dijon in Burgund, dem ich einen Sou (4 Pfennig unferes Geldes) in den vorgestreckten Hut geworfen hatte, rief mir, solange er meine sich entfernenden Schritte auf dem Straßenpflaster klirren hörte, die überschwenglichen Worte mit überlauter Stimme nach:

„O merci, merci, mon ami, mon brave, mon bienfaiteur!“  
(O danke, danke, mein Freund, mein Braver, mein Wohltäter!)

Ein deutscher Bettler hätte höchstens ein „Vergelt's Gott“ halblaut gemurmelt. Aber der feuervolle Franzose mußte sein Beschenktwerden und den Ruhm des Spenders womöglich der halben Stadt Dijon verkündigen; ein stiller Herzensdank hätte seinem Ausposaunungsumgestüm nicht genügt . . .

#### 189. Die Franzosen — Kinofreunde.

Die Theaterhaftigkeit der Südländer, der Hang und Drang zu allem Schauspielerischen, erklärt wohl die ungewöhnlich große Kinofreude der Franzosen.

Nirgends ist die, sagen wir, Kinowissenschaft derart ausgebildet wie in Frankreich. Lange Jahre, bevor auch nur ein einziges Kino seine ehrwürdigen Pforten in Deutschland aufsperrte, wohnte ich auf französischem Boden Abend für Abend bei meinen einsamen Städtewanderungen Kinovorstellungen mit an.

So stand ich im Juni 1907, als man bei uns noch kaum ahnte, was ein Kino bedeute, zu Chalon-sur-Saone auf dichtgedrängtem Marktplatz — die Zuschauer saßen sogar auf den Hausdächern — wo, sage: von nachts 10—12 Uhr! der ganze Roman „Notredame de Paris“ von Viktor Hugo auf riesiger, weitgespannter Leinwand unter Gottes freiem Himmel lichtspielerisch der ganzen, atemlos gespannten Stadt vorgeführt ward.

Es war ein ebenso seltener, als unerwarteter Genuß, und ich erinnere mich kaum jemals eines gleichstarken und überwältigenden Kinoeindrucks in späterer Zeit.

190. Auf den „Elysäischen Feldern“.

In einer Stadt des östlichen Frankreichs, die einen so weinberühmten Namen führt, daß es einem dort ganz rotweinwarm ums Herz wird, war ich im Gasthaus „Zu den Elysäischen Feldern“ abgestiegen.

Tagsüber lag elyrische Stille schweigend über dem Hause, nachts aber ging es weniger elyrisch zu.

Um Mitternacht schreckte ich vom Lager empor, denn draußen vor der Türe begann ein Höllenlärm loszubrechen: da fuhr treppauf, treppab und längs der Hausflurwände hin und her in toller Hast eine nächtliche Rattenjagd, die etwas Unheimliches hatte.

Fast war's wie

„bei der Parade

Im elysäischen Feld,  
Die um die zwölfte Stunde  
Der tote Cäsar hält.“ —

In der zweiten Nacht stellte ich meine Schuhe zum Putzen auf einen hochbeinigen Stuhl in den Hausgang, da ich einmal gelesen habe, daß Ratten nicht klettern können, weshalb man im Morgenlande hohe Treppensteine als Hausstapfeln benützt, damit die ekeln, gefräßigen Nagetiere nicht in die Häuser kommen können. —

Eine dritte Nacht im Elysium schenkte ich mir und war heilfroh, dem Rattenloch entronnen zu sein — denn das Elysium hatte ich mir ganz anders gedacht . . .

191. Fischer von La Rochelle und Bertheim am Main.

Nachts lag La Rochelle, die alte, von Richelieu dereinst eroberte Hugenottenstadt, im Mondschein mit mächtigen Türmen vor mir.

Frühmorgens, an strahlendem Maimorgen, ging ich am Meer zur Ebbezeit. Einer alten Mauer mit gelben Ginsterbüschen entlang.

Über eine kleine Brücke gelangte ich zum Fischmarkt. Auf der Brücke mühte sich ein Fischer mit einem großen, silberschuppigen Fisch ab, der in widersträubender Zählebigkeit durchaus nicht totzukriegen war. Da überkam den Fischebändiger plötzlich eine solch unbändige Wut, weil er das Ungeheuer der Tiefe nicht zu überwältigen vermochte, daß er mit großartiger Handbewegungsgebärde das Tier packte und in seine heimatliche Flut mit der wahrhaft klassischen Verwünschung zurückschleuderte:

„Va-t-en vivre!“ (Pack dich und lebe!)

\* \* \*

Im selben Augenblick mußte ich eines anderen Fischers gedenken, dem man zu meiner Wertheimer Schulzeit nacherzählte: er sei mit einem soeben eingefangenen Aal in Händen über die alte holzgedeckte Tauberbrücke gegangen. Da habe der Aal ihn in die Hand gebissen. Der Fischer, rachsüchtig wie er war, schleuderte, ähnlich dem Fischer von La Rochelle, das bissige Geschöpf hinunter in seine heimatliche Tauber, ihm den fürchterlichen Fluch nachdonnernd:

„Da, versauf, Luder!“

#### 192. Wohlleben in Frankreich.

Das Sprichwort: „Man lebt wie der Herrgott in Frankreich“, ist keine leere Redensart, denn so reich, in Hülle und Fülle, wie das Volk in Frankreich lebt, wird kaum ein zweites Volk es sich gestatten können.

Fuhr ich doch einmal von Dar nach Bordeaux mit der Familie eines französischen Unteroffiziers. Sie bestand aus Vater, Mutter und zwei kleinen Töchterchen.

Die unteroffizierlichen Herrschaften teilten zwar mit mir das bescheidene Abteil dritter Klasse, speisten aber kaltes Geflügel, das sie in erstaunlich reichhaltigen Mengen aus einem riesigen Papierbogen wickelten und ließen sich einen Liter Rotwein dazu herrlich schmecken.

Zum Schlusse zog der Herr Papa, der ein richtiges, schnarrendes Gasflogner Französisch redete, zu meinem nicht geringen Erstaunen eine Flasche Champagner aus der Reisetasche und ließ den Kork mit Selbstverständlichkeit an die Decke des Wagenabteils knallen!

Nachher wischte er sich — und man sah ihm die innere Selbstzufriedenheit an — großartig den feltfeuchten Schnurrbart mit dem blißblanken Mundtuch ab.

So etwas sieht man nicht so leicht in einem anderen Lande wieder . . .

Der Segen des Königs Henri IV., der bekanntlich gewünscht hatte, daß jeder Bauer seines Reiches Sonntags sein Huhn im Topf habe, ruht, scheint es, noch immer auf seinem glücklichen, mit einem gesegneten Erdboden begnadeten Volke . . .

#### 193. Der Regenschirm von Angoulême.

Wie gemütlich war es in dem malerischen, hochgelegenen, südfranzösischen Bergstädtchen, dessen Namen in so tragischer Weise an die unglückliche, nie mehr lächelnde Tochter des enthaupteten Königspaares gemahnt! —

Stand da vor dem Stadttor ein kleiner, hölzerner Zirkus im Mondschein. Auf der obersten Galerie, mitten unter einem Schwarme rothofziger Soldaten, ließ ich mich nieder, kleinstädtischen Zirkusgenüssen mich hingebend.

Ein Clown, der sich in urdrolliger Weise das Grab im Sand der Arena schaufelte und sich dann selbst darin begrub, erregte stürmisches Gelächter und endloses Händeklatschen.

Bisweilen schaute ich unter mir durch die lustiggefügtten, hölzernen Bankreihen in die Tiefe hinunter und glaubte, seltsam huschende Schatten wie von Menschengestalten drunten im Halbdunkel zu gewahren; es war ein rätseldeutiges Hin und Her da drunten.

O weh, da fiel durch eine gedankenlos ungeschickte Bewegung mein Regenschirm hinab und verschwand in der Versenkung — auf ewig, wie mir scheinen wollte.

Mein Mißtrauen ward noch verstärkt, als ich wiederum das eigentümliche Hin- und Herbuschen im Abgrund bemerkte, und ich rief in Gedanken meinem Schirm einen stillwehmütigen Abschiedsgruß nach.

Durch meine Unruhe ward einer meiner Nachbarn, ein französischer Linien Soldat, auf mich aufmerksam und fragte: was mir fehle, da ich etwas zu suchen scheine.

Ich erzählte ihm das Schicksal meines Schirmes und er meinte, mein Mißtrauen verschärfend: den Schirm müsse ich wohl verloren geben!

Meine Stimmung für die Lustbarkeiten der Clowns und die lustspringerischen Künste der Kunstreiterinnen war mir so ziemlich geschwunden und ich dachte nur immer des entschwundenen Schirmes.

Endlich war die Vorstellung am sehnlich erwarteten Ende.

Um nichts unversucht zu lassen, ging ich am Ausgang zur Kasse und fragte den diensttuenden Angestellten, fast selber über meine „Naivetät“ lächelnd, ob vielleicht ein Regenschirm gefunden worden sei, es sei mir wenigstens einer hinuntergefallen.

Ich hatte meinen Satz noch nicht beendet, als der Mann in einen dunkeln Winkel griff und mir, dem hoch Erfreuten, den verloren gegangenen Gegenstand entgegenschwang, indem er hinzufügte:

„Unsere Jungen, die beauftragt sind, unter den Bänken rutschend auf dem Erdboden umherzukriechen, um nach herabgefallenen Gegenständen zu fahnden, haben den Schirm aufgefunden und sofort abgegeben.“

Also das waren die rätselhaften Schatten im Düster!

So hatte ich ein hübsches Beispiel französischer Ehrlichkeit und Sorgsamkeit erlebt, wie so manchmal in der Provinz dieses schönen Reiselandes . . .

Nichts Traumhafteres als ein Gang im Mondschein durch die Gassen dieses anmutigen Bergstädtchens Angoulême und dabei der unglücklichen Herzogin zu gedenken, die nie mehr im Leben lächeln konnte, weil sie beide Eltern auf dem Schafotte verloren hatte, und die von dieser Stadt den Namen führte . . .

#### 194. Firin oder: Napoleons Erwachen.

In Dijon, einer meiner französischen Lieblingsprovinzstädte, gewahrte ich unterm Schaufenster einer Papierhandlung ein Postkartensbild, das mich ungemein fesselte:

Umgeben von mächtigen Trauerweiden eines Parkes stand ein Sarg mit zurückgeschlagenem Deckel, worin sich soeben, wie von langem Schlummer erwachend, Napoleon erhob! Darunter aber standen die Worte: „Firin. Park Noisot. Das Erwachen Napoleons.“

Ich erkundigte mich, was und wo Firin sei und dieser wunderfam ergreifende Sargschläfer, und es ward mir der Bescheid: alle Vormittag um elf Uhr fahre von dem „Platz der Republik“ ein Omnibus in das etwa anderthalb Stunden entfernte Firin.

Pünktlich stellte ich mich ein und fand einen uralten Kumpel- und Humpelkasten, der gewiß noch aus Louis Philipps Wiedermeierzeiten stammte, ein Fuhrwerk, wie man sie nur noch in dem um hundert Jahre zurückgebliebenen Frankreich zu sehen bekommt.

Durch verödete Dorfschaften, zwischen menschenleeren Feldern, worauf man kaum einmal einen Ackerbesteller entdeckte, auf einsamen Landstraßen, die den stets in den Zeitungen behaupteten Rückgang der französischen Bevölkerung erschreckend verbildlichten, erreichte das vorintflutliche Gefährt den Ort Firin.

Noch ein halbes Stündchen zu Fuß hinan in die Berghügel der Côte d'or und ich stand am Eingang des geheimnisvollen Parkes Noisot.

Einige Schritte weiter — und richtig: da, unter einem Kreis alter Trauerweiden, in wahrer Sankt Helenastimmung, türmte sich hoch der Sarg, in dem sich soeben der wieder ins Leben gerufene Cäsar gewaltig emporrichtete!

Jeden, der Sinn und Gefühl für geschichtliche Vorgänge hat, wird hier eine tiefe Ergriffenheit überkommen, in dieser Abgelegenheit, Einsamkeit und ungeborenen Waldesstille, eine eigentümliche geschichtliche Schwermut . . .

Kapitän Noisot, ein alter Kriegsgefährte des großen Korsen, einer

der Vierhundert, der seinen Helden nach Elba begleitet hatte, war der Stifter des merkwürdigen Denkmals, des Parkes und des danebenliegenden Hauses, das er getreu nach dem Urbild des Sterbehauses auf Sankt Helena hat erbauen lassen.

Noch fast vierzig Jahre nach dem Tode seines vergötterten Kriegsherrn, bis 1860, hat er hier in diesem Haus in tiefer Einsamkeit, alten Jugend-, Kriegs- und Heldenträumen nachhängend, gelebt.

Im Hause selber befindet sich ein kleines Napoleonsmuseum, mit vielen alten Erinnerungsstücken unter Glas an der Wand. Hier hängt noch die zerschlossene Hauptmannsuniform, die Kapitän Moiset auf der Insel Elba trug, ein Kleidungsstück, worauf dereinst Napoleons Auge geruht haben mochte; hier hängen noch Bilder des Kaisers, auch mancherlei Schriftstücke und Urkunden aus alten Heldenzeiten. —

Müchtig im Innersten bewegt, schritt ich den Waldweg wieder hinab nach dem Orthen Firin, wo ein gutes Dorfwirtshaus — dies fehlt in keinem noch so winzigen, unbedeutenden Flecken Frankreichs — den Wanderer aufnahm, bis am Nachmittag das nach Dijon wieder heimkehrende, fast spaß- und spulhaft altmodisch anmutende Gefährt den vom Ausfluge reich Belohnten nach der ehemaligen Residenz der Burgunder Herzöge zurückbeförderte.

#### 195. Der Walkürenmops von Biarritz.

Ich hatte von einer berühmten Felsengrotte, der *Chambre d'amour*, als einer Merkwürdigkeit von Biarritz, gelesen. Diese Liebesgrotte wollte ich denn auch aufsuchen. Mehrere Spaziergänger hatte ich schon vergebens danach gefragt.

Da kam auf der Landstraße, hoch überm Meer, eine hünenhafte, schwer in die Breite gegangene, von einem Mops begleitete Dame mir entgegengeschritten.

Ich fragte auch sie nach der Richtung zu der scheinbar verzauberten Liebesgrotte. Sie lächelte und sagte: sie höre schon seit Tagen von dieser berühmten Höhle reden, ohne sie finden zu können; sie halte die Geschichte bald für einen Schwindel, um Fremde zu fangen. Sie fragte mich, aus welchem Land ich stamme! Aber schon während ihrer Frage schien eine plötzliche Erleuchtung über sie zu kommen und sie pläzte in heller Begeisterung heraus: „D, jetzt weiß ich es! Sie sind ein Deutscher, ein Landsmann Richard Wagners. O ce grand Wagner, ce pauvre Wagner!“

Arm nannte sie ihn, weil er, wie andere Menschen, hatte sterben müssen und nicht bei lebendigem Leib ewig weiter fortbestehen konnte. Sie pries sich glücklich, in Venedig geboren zu sein, in der

Stadt, wo der größte Mensch des Jahrhunderts — Richard Wagner — gestorben sei.

Dann erzählte sie mir, daß sie Wagnersängerin sei, rühmte die Deutschen als „profonds, très profonds“ und schmähte die unpoe- tischen, unmusikalischen, oberflachen Franzosen, obwohl sie selber waschechte Französin war.

Auf meine schüchterne Frage, ob sie die „Meistersinger“ kenne, fuhr sie wie ein feuerspeiender Drache auf mich los: wie ich nur so fragen könne, jeden Ton, den Wagner geschaffen, kenne sie.

Damit pflanzte sie sich theaterhaft vor mir auf: „Habe ich nicht die Gestalt einer Elsa?“ Ich erwiderte: „Madame, noch mehr die einer Walküre!“ Eine schmeichelhafte Wahrheit, die sie wieder etwas zu besänftigen schien.

Der fette, mit goldgerandeter, blausamtener Decke vornehm be- hängt Mops hatte während unseres Gesprächs seinen Spaziergang nach eigenem Ermessen fortgesetzt und uns bald in kurzem, bald in gestrecktem Galopp umkreist. Nun aber rief ihm, der sich etwas zu weit entfernt hatte, seine Gebieterin mit schneidender, etwas ge- zierter Stimme: „Walkyrié! Walkyrié! Sie sehen, mein Herr, ich habe aus Verehrung für Wagner sogar meinen Hund „Walkyrié“ getauft!“

Und richtig, der erlesen beschabrackte Walkürenmops kam gehor- sam und gemächlich auf der Straße dahergetrottet, eine gelungene Verbildlichung eines Walkürenrittes.

Ich wollte mich von der Künstlerin verabschieden, um meine schließlich von Erfolg gekrönte Grottenentdeckungswanderung fortzu- setzen, als sie behauptete: an dieser zähen Beharrlichkeit erkenne sie den Deutschen; in jedem Deutschen stecke ein Dichter, ein Ro- mantiker. Ich gestand ihr, daß ich in der Tat diese Eigenschaften in mir zu vereinigen glaubte. „Aha“, rief sie mir fingerdrohend nach, „also darum die Chambre d'amour!“

Und damit wandelte sie heldenschrittig, von Walkürenmopsgalopp umtrottet, nach Biarritz hinein. Vielleicht dachte sie in Träumen der Minnegrotte und sah sich als Isolde darin — ihren Tristan aber hätte ich trotz alledem nicht abgeben mögen . . .

#### 196. Eine französische Reisebekanntschaft.

Auf dem Wege von Genf nach Lyon hatte ich im Abteil dritter Klasse einen Franzosen kennengelernt, der mit seinem dreizehn- jährigen Sohne Henri nach der Auvergne fuhr.

Auch mein Reiseziel war das hübsche Clermont-Ferrand dort.

Wir unterhielten uns ausgezeichnet und er stellte sich mir als



ein noch im Dienste stehender Artilleriemajor Eugène Dubout vor, der zwar nicht Deutsch spreche, wohl aber zur Not deutsche Bücher lesen könne. Er habe seinen Sohn in Genf abgeholt, der schon seinen zweiten Schulurlaub in München verbracht habe, um Deutsch zu lernen, da er, der Vater, sehr darauf sehe, daß der Junge geläufig Deutsch sprechen könne.

Wir freundeten uns so sehr an, daß er mich dringend einlud, ihn auf seinem Landgute zu Le Broc, etliche Haltestellen südlich von Clermont-Ferrand, tags darauf zu besuchen. Abends trennten wir uns und er nahm mir das feste Versprechen ab, sein Gast zu sein.

Andern Morgens machte ich mich zeitig nach Le Broc auf. Ein maultierbespannter Wagen holte mich dort am Bahnhof ab, den der junge Henri mit eifrigen Geißelhieben den Berg hinauflenkte. Zum Dauergalopp ermunterte er die Tiere mit ununterbrochenem Zuruf: „Eh, Nikolas, Nikolas, eh!“

Das Haus machte durchaus einen schloßchenhaften Eindruck; es hatte dereinst einem Präfekten Napoleons III. gehört.

Die Familie Dubout empfing mich in herzlicher Weise, und ich durfte, wie ein alter Freund des Hauses, einen gastfrohen Herbsttag bei ihnen zubringen. Alles, was mir nur von Bismarck erinnertlich war, mußte ich dem Major berichten, der eine große Bewunderung für den Eisernen Kanzler hegte und Frankreich einen solchen Mann wünschte: „Den könnten wir Franzosen brauchen!“ Manchmal behauptete der ruhig und gemäßigt denkende Offizier steif und fest: kein ernst zu nehmender Franzose denke daran, Elsaß-Lothringen jemals wieder zurückerobern zu wollen . . .

Abends geleitete mich mein Gastgeber zur Bahn hinab; ich schied mit dem Versprechen, ihn bald einmal in seinem Standort Le Mans zu besuchen, und bin in freundschaftlichem Briefwechsel mit ihm geblieben.

\* \* \*

Ein Jahr danach brach der Weltkrieg aus.

Zwei Wochen — Mitte Juli 1914 — vor diesem grausigen Ereignis schrieb mir mein Reisefreund: ich solle doch in den ersten Septembertagen zu ihm nach Le Mans kommen. Ich beabsichtigte, am 4. August 1914 (!) abzureisen und geschichtliche Stätten Nordfrankreichs, nach meiner Gepflogenheit, so Robespierres Haus in Arras, so das Schloß in Péronne, wo Karl der Kühne den König Ludwig XI. gefangen hielt, und ähnliche Punkte vorher zu besuchen.

Der Weltkrieg hat alles zerstört. Arras soll vom Erdboden verschwunden, das Schloß in Péronne in die Luft gesprengt sein —

mein schöner Reiseplan, der mich zuletzt zu Major Dubout führen sollte, war so vernichtet wie jene Städte.

Mein guter Major war eines der ersten Kriegsoffer auf französischer Seite . . .

#### 197. Nîmes Mortes.

Auch in die wilde, furchtbare Einsamkeit von Nîmes Mortes, das zu Beginn der 1890er Jahre durch das Blutbad, das französische Arbeiter unter ihren italienischen Arbeitsbrüdern anstellten, eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat, trieb mich ein unwiderstehliches Heimweh; denn zwei Jahre zuvor hatte ich es besucht und sein düsteres Bild begleitete mich auf einsamen Pfaden oft in Gedanken.

Seine von König Ludwig IX., dem Heiligen, erbaute, seit über sechs Jahrhunderten ganz unberührt gebliebene Stadtmauer zählt zu den Wundern Frankreichs.

Hier sammelten sich die französischen, englischen und venetianischen Kreuzfahrer, um nach Ägypten und Tunis auszuziehen. In den heißen Julitagen von 1248 fand sich unter der Blüte französischer Ritterschaft auch des Heiligen Ludwigs Bruder, Karl von Anjou — zwanzig Jahre später der Henker unseres hohenzollernschen Konradins —, Kreuzzugbeflissen hier ein, damals noch keineswegs von Neapels und Siziliens Goldreif träumend.

Um 3 Uhr morgens brach ich in Nîmes auf und trat noch im Morgengrauen des Hochsommertages durch eines der großen, unheimlich düstern Stadttore; ich eilte zum Standbild des heiligen Ludwig, der mitten auf dem Markte steht und durch alle vier Tore des Ortes gleich beim Eintreten sichtbar ist: da fielen gerade die ersten, schrägen Sonnenstrahlen auf die Dächer von Nîmes Mortes, und, während die Denkmalgestalt noch im Schatten der Dämmerung ragte, spielte das lichte Gold der Frühe, mystischen Schimmers, um das Diadem des heiliggesprochenen Königs von Frankreich . . .

#### 198. Marseiller Wüstenstaub.

In der Volksschule, sozusagen an den Urquellen des Lebens, lernten wir: der Wüstenwind wehe zuweilen ungeheure Staubbmassen aus der Sahara herüber zu den gegenüberliegenden Küsten des Mittelmeers.

Etwas dergleichen mußte kurz vor meinem ersten Besuche Marseilles dort geschehen sein: denn in den Straßen am Hafen und längs des Meeresstrandes lagen riesige, graudicke Mengen Sandes, die beim leisesten Wehen der Luft haushoch emporwirbelten und die Häuser gegenüber verdeckten.

Ich wartete in einer der Straßen am Kai geduldig auf die Pferde-  
bahn — eine elektrische gab es noch keineswegs in der großartigen  
Stadt. Es war noch eine gemüthlichere Zeit als heutzutage.

Endlich gewahre ich den heraneilenden Wagen, von zwei gemäch-  
lich trabenden Gäulen gezogen, um die Ecke biegen.

Aber gleichzeitig erhob sich ein heftiger Windstoß, der die „sand-  
geformte Trombe“ — wie es in Freiligraths „Löwenritt“ prächtig  
heißt — des in Billiarden von Körnern aufstiegender Wüstenstaubes  
derart in die Luft wirbeln ließ, daß sie den herankommenden Wagen,  
selbst auf die Entfernung von einem halben Meter, vollständig un-  
sichtbar machte.

Früher brachten die „Illustrierten Zeitungen“ manchmal Ab-  
bildungen von samum-überfallenen Karawanen, worauf man sah,  
wie sich Menschen und Kamele platt zur Erde warfen, um die glüh-  
heißen Sandmassen über sich hinwegpeitschen zu lassen.

Nicht anders hier. Von Einsteigen war keine Rede, da der Wagen,  
der anhalten mußte, völlig in der Nachtwolke des Staubes ent-  
schwunden war.

Als sich nach etlicher Zeit die Dunkelheit etwas lichtetete, gewährte  
man allmählich wieder durch den Schleier die Gäule vor dem  
Straßenbahnwagen, die dunkelblaue Schabracken, wie dereinstens  
die Leichenpferde bei uns, über hatten, aus denen die Augen der Tiere  
hinter Staubbrillengläsern hervorblickten.

Die beiden Zeigefinger hatte man sich unwillkürlich in die Ohren  
gesteckt, Aug' und Mund hatten sich luftdicht und gewaltsam von  
selber fest geschlossen.

Von der Mühe, die es kostete, den ekeln Staub aus Ohren und  
Nasenslöchern wieder zu entfernen, will ich lieber schweigen; ich  
denke noch mit Schauern daran.

Wenn man sich auch mit aller Gewalt in den Sommermantel  
wickelte und die Hutkrempe hüllend über die Ohrmuscheln herab-  
zog, dieser feine, allesdurchdringende Wüstenstaub drang bis zur  
Haut hindurch, und man kam sich recht zur Mumie gedörret vor . . .

#### 199. Französische Polizeistrenge.

Nicht gar mütterlich-liebevoll ging die Polizei zu Marseille vor  
meinen Augen mit einem Wanderverkäufer um und ich sah, mit  
welch keltischer Grausamkeit die französische Schutzmannschaft ihres  
sauern Amtes waltet.

Saß ich da vor einem Kaffeehaus auf dem Bürgersteig an der  
schönen, breiten Rue Canebière, als ein Haussierer nahte und den  
Limonade schlürfenden Gästen allerlei Kinkerlitzchen, als da sind:

an Gummifäden tanzende Kautschukmännchen, aufblasbare Fischblasen, springende Laubfrösche, zum Kauf anbot.

Ein Schutzmann untersagte dies dem Hausierer, der etwas aufdringlich mit Anerbietungen geworden war und dem Wächter des Gesetzes nicht unverzüglich Gehorsam leistete.

Auf ein Pfeifenzeichen eilte flugs ein zweiter Schutzmann herbei und beide ergriffen, der eine an Hals und Schultern, der andere unten an den Beinen, den zappelnden Hausierer, rissen ihn um und schleuderten ihn mit unglaublicher Schnelligkeit und denkbar größter Rücksichtslosigkeit vom Bürgersteige weit hinaus auf die breite Straße, so daß ich heute noch die Knochen des armen, dünnen, halb ausgehungerten Kerls auf dem Asphalt krachen höre!

Sein Kranklasten mit sämtlichen Kinkerlitzchen wirbelte nur so in Lüften herum. In Deutschland ließe sich kein Schinderhannes eine solche Behandlung gefallen.

Die Franzosen sind bekanntlich nicht bloß gegen ihre äußeren Feinde, sie sind auch unter sich hart, sadistisch grausam. Das haben sie zur Genüge bei allen Staatsstreichen, zumal bei dem 1852, bewiesen . . .

#### 200. Arlesisches Erlebnis.

Zu Arles, der uralten Römerstadt, der späteren Hauptstadt eines phantastischen Königreiches Arelat, hatte ich etliche seltsame Erfahrungen und kleine Reiseabenteuer hinunterzuschlucken.

Ich war noch recht unbewandert und unerfahren in französischen Verhältnissen, reisetumb, wenn ich so sagen darf, als ich das erste mal nach dieser fesselnden Stadt kam, die ich danach noch verschiedentlich wieder besuchte. Arles war eine der allerersten südfranzösischen Städte, die ich in Augenschein nahm.

Meine Ankunft dort fand genau zwischen Dejeuner und Diner, also etwa um drei Uhr nachmittags, statt. Im „Hôtel du Forum“ stieg ich ab; es war mir dieses Haus von niemandem empfohlen, aber sein antikes Schild lockte mich. Ich bin nun einmal so ein Mensch, der viel auf eine schöne „Etikette“ gibt.

Nirgendwo speist man so gut und so billig, als in Frankreich, wenn man sich an die gegebenen, volksgewohnten Gasthausmahlzeiten hält. Nun war ich nach langer Bahnfahrt recht reisehungrig und hatte keine Lust, noch etwa vier Stunden bis zum Siebenuhr-Diner zu warten.

Ich setzte mich mutterseelenallein in den Speisesaal, vertiefte mich in eine Speisekarte und stellte mir ein ziemlich umfangreiches Mahl nach eigenem Ermessen zusammen, das ich dem herbeigeeilten

Kellner sozusagen „diktierte“. Der Erstaunte brachte denn auch allmählich alles Bestellte richtig herbei — doch meine Rechnung betrug mindestens das Dreifache von dem, was das Diner zur gebräuchlichen Stunde — sieben Uhr abends — gekostet hätte. Ich war um eine Erfahrung reicher und nie wieder zimmerte ich mir auf französischem Boden ein Solo-Mittagsmahl so großartig zusammen.

Als ich ausging, kam ich an der Zuavenkaserne vorüber, die ich jedoch keines Blickes würdigte, weil ich kurz zuvor die unangenehmen Erlebnisse eines jungen Deutschen in einem Reclam-Heft gelesen hatte, der allzu neugierig, und darum verdächtig, diesen militärischen Bau beschaut hatte, deshalb in den Geruch des Spionentums gekommen war und sogar etliche Zeit brummen mußte, bis er durch Konsulatsfürsprache befreit ward. Aus dieser Ursache wandte ich krampfhaft meine Blicke von der Kaserne weg und schaute nach der entgegengesetzten Seite.

Es ist mir niemals etwas Unangenehmes in dieser Hinsicht auf dem Boden Frankreichs zugestoßen, obwohl ich mich im Laufe der Jahre in nicht weniger als 152 Städten der Provinz aufhielt. Damals habe ich meine völlige Unbegabung in der edeln Kunst des Zeichnens erst so recht schätzen gelernt, weil ich niemals in Versuchung kam, irgend etwas abzuzeichnen.

Ich sah mir an, was Arles, von der Straße gesehen, bieten mochte: das Amphitheater, in dem ich später sogar einmal ein Stiergefecht mir anschaute, die Allscamps, das Antike Theater, das Musée lapidaire, und sank abends recht ermüdet auf meine Liegerstatt.

Andern Morgens — es war Hochsommer und die Sonne schreckte den Schläfer gewaltig frühe heraus — bewegte sich ein fingerlanges, kleines Ungeheuer auf meinem roten Backsteinzimmerboden, das ich, Abbildungen zufolge, sofort als einen — Skorpion erkannte! Ich war froh, daß das böartige, gefährliche Tier nicht nachts mir einen Besuch in meiner Sponde zgedacht hatte. Ich sprang aus der Liegerstatt, ergriff einen hölzernen Stiefelzieher und erschlug den Skorpion, der sich erst, etwas fauchend, so wie dereinst etwa die trohige Krabbe zu Venedig am Lido, zur Wehr gesetzt hatte.

Da ich mit einem Frühzuge weiter wollte, so eilte ich zum Bahnhofe. Hier aber gewahrte ich mit Entsetzen, bei einem Griff in die hintere Hosentasche, daß ich meinen wunderschön eingelegten Taschenrevolver, den ich abends zuvor unter mein Kopfkissen gelegt, im „Hôtel du Forum“ liegengelassen hatte!

Ich sauste spornstreichs vom Bahnhof ins Gasthaus zurück, stürmte in mein Zimmer, das soeben von einem Angestellten —

Zimmer m ä d e n gibt es im Süden nur ganz selten — gereinigt und für einen neuen Gast hergerichtet wurde. Ich hob atemlos das Kissen in die Höhe — der Revolver, ein kleines Einlegekunstwerk, war verschwunden!

Der Dieb, den ich zur Rede stellte — denn nur dieser Bursche konnte der Entwender sein! — dem ich bei gutwilliger Herausgabe noch ein schönes Trinkgeld verhiess, leugnete, frecher Stirne, alles ab und ich mußte, unverrichteter Dinge, wieder zum Bahnhof abziehen.

Eine weitere Verfolgung der Sache hätte mir unter Umständen die ganze oder doch halbe Reisezeit gekostet, und ich wäre, zumal als Deutscher, wahrscheinlich doch nie zu meinem Rechte gekommen. Aber schwer geärgert hat mich meine Bergeßlichkeit doch, durch die ich um meinen hübschen, langjährigen Reisebegleiter geprellt worden bin! . . .

#### 201. Mistralsturm in Drange.

Zu Drange in Südfrankreich steht noch das wohlerhaltene Theater der alten Römer, auf dessen steinernen Sitzplätzen heute noch die Probenzalen bei gelegentlichen Festvorstellungen sitzen.

Hinter dem römischen Theater stieg ich in der Abenddämmerung eine Anhöhe hinan und blickte hinab auf die Stufenreihen unter mir in der Tiefe. Da erhoben sich urplötzlich bei hellem, wolkenlosem Himmel Windstöße von solcher Heftigkeit, daß ich fürchtete, sie schleuderten mich über die Felsen in das Theater hinunter.

Es war der schreckliche, berüchtigte Nordweststurm, der gefürchtete Mistral, von dem ich schon so viel hatte erzählen hören, den ich aber noch niemals selbst erlebt hatte. Nun sollte ich seine ganz persönliche Bekanntschaft machen dürfen.

Ich schaute mich schleunigst nach einer Deckung, wenigstens nach einem Baum, um, an den ich mich in der höchsten Not hätte klammern können; aber nur wilde, nackte Felseneinsamkeit umgab mich ringsum.

Da brachen von neuem die schauerlichen, nie erlebten und nicht für möglich gehaltenen Windstöße los — ich entsann mich, gelesen zu haben, daß sie schon ganze Eisenbahnzüge von den Brücken in Abgründe hinab gerissen hatten — und ich griff nach dem nächsterreichbaren, festen Gegenstand, der mir Rettung zu bieten schien — es war ein großes, steinernes Kreuzifix am Wege!

Und so hing ich denn, die Kniee des Erlösers mit heißer Inbrunst umklammernd, in wunderbarer Sinnbildlichkeit zu den Füßen des Kreuzes, die Augen vor den Sandwirbeln schließend, den Kopf

tief in den Kragen steckend, längere Zeit wie ein Schiffbrüchiger, der in Verzweiflung die letzte rettende Planke im Meersturm — hier das Kreuz des Heilands im Seesturm des Lebens! — umschlungen hält . . .

#### 202. Johannis Käfer in Nervi.

Nirgends sah ich solche Leuchtkäfermassen wie zur Johanniszeit in Nervi.

Ging man durch schattendunkle Gänge zwischen hohen Gartenmauern abends zum Meere hinunter, so glaubte man, durch bläulich lodernde Flammen zu schreiten, man bildete sich ein, sie verbrennten einem die Hände, und steckte die Finger unwillkürlich in die schirmende Tasche . . .

Niemals ist die Riviera so schön als im Hochsommer, wenn alles still und menschenleer ist; die seegekühlte Luft läßt die Hitze niemals unerträglich werden.

#### 203. Brandung in Nervi.

Um das Dampferchen, das täglich punkt 12 Uhr mittags von La Spezia nach dem herrlichen Porto Venere fährt, noch rechtzeitig zu erreichen, mußte ich schon bei Tagesanbruch Nervi verlassen.

Nachts hatte ein beträchtlicher Sturm gewüthet.

Als ich morgens  $\frac{1}{2}$  5 Uhr zur Bahn ging, donnerte das Meer fürchterlich an die Felsen, wie ja meist zu Nervi, wo ein überaus mächtiger Felsenküstenwellenschlag brandet.

Unter dem Bahnhof führt ein Gewölbe, besser ein Tunnel, ans Meer hinunter, und da war der Widerhall des Getöses so unheimlich, daß es nicht anders klang, als würde mit tausend Eisenhämmern auf tausend Eisenplatten drauf los gehämmert.

„N i m b o m b o“ lautet das machtvolle, lautmalende Wort dafür im Italienischen. Um das Donnergetöse der Brandung zu kennzeichnen, muß man die mittlere Silbe recht gedehnt sprechen und die letzte Silbe ganz kurz abschnappen lassen.

Der Höllenlärm in der grauen Morgenämmerung konnte einem wahrlich einen Danteschen Auftritt aus dem Inferno heraufzaubern . . .

#### 204. Der Affe von Nervi.

In seinem völlig tropischen, mit ungeheuern Palmen und Pinien erfüllten Garten am Meere zu Nervi hielt sich unser aus Sachsen stammender Hauswirt zwei Affen und eine große Eule.

Mein lieber, junger Reisebegleiter gab zum Scherze dem einen der Affen seinen Taschenspiegel, um sich am Erstaunen des Tieres zu weiden.

Der Affe betrachtete sich unablässig mit possierlichem, eitlem Wohlgefallen und konnte sich gar nicht satt an seinem gespiegelten Bilde laben.

Als man ihm den Spiegel wieder abnehmen wollte, da ward er höchst ungehalten und wollte seinen Besitz mit aller Gewalt behalten.

Schließlich mußte man Ernst machen und ihm das Spiegelchen denn doch zu entreißen suchen.

Da erboste sich das Tier derart, daß es mit einem wahrhaft teuflischen Blicke des Hasses, in gesteigertem Zorne, den Spiegel ergriff und ihn mit wilden Gebärden auf den Boden schleuderte, daß das Glas in tausend Splitter zerklüftete . . .

#### 205. Italisches Rossenamen.

In der weiten, lombardischen Ebene liegt ein kleines, sehenswertes, von Reisenden nur wenig besuchtes Städtchen, das Montagnana heißt. Nicht gar weit von Vicenza liegt es, um einen bekannteren Stadtnamen zu nennen.

Dieses Montagnana ist von ausgezeichnet erhaltenen, mittelalterlichen Mauern umgeben — sie sollen noch hohenstauffischen Ursprungs sein — die allein einen Besuch lohnen.

Montagnana ist, so klein es auch ist, doch ein Lanzenreiterstandort oder, wie man früher im Deutschen gesagt hätte, eine „Lanciergarnison“.

Vor einem der düstern Stadttore gewahrte ich an der stadtzumzirkelnden, uralten Mauer eine Menge schwerer, eiserner Ringe eingelassen und bei jedem der Ringe stand ein Namen angeschrieben, einer schöner als der andere.

Ich sah, daß an einigen der Ringe Pferde angekoppelt waren, an denen halbentkleidete Lanzenreiter sich striegelnd beschäftigten.

Oft schon waren mir die ungewöhnlich schönen, tönenden Namen der italischn Gänle, die Zeugnis von dem feinen Geschmack des Volkes ablegen, angenehm aufgefallen, so daß ich schließlich jeden Kutscher im Süden, der mich auch nur eine kurze Wegstrecke fuhr, nach dem Namen seines Tieres fragte. Meist waren es Einspanner, aber jedes Mal war der Befragte sehr erfreut über meine witzgierige Frage.

Hier, in Montagnana, hielt ich nun eine geradezu seltengebotene



Roffenamenernte; darum bewahre ich der finstern Stadtmauer dort eine so freundliche, sonnig dankbare Erinnerung.

Ich schrieb mir etwa siebenzig Pferdenamen in mein Reisemerkbuch, von denen ich eine kleine Auswahl zur Kenntnisnahme — denn auch dies bedeutet ein Stückchen italischer Kulturgeschichte — hier herzeigen möchte:

Moro, Corallo, Orgoglio, Faccella, Granduca, Granito, Gregorio, Gennato, Gradito, Georgina, Lecco, Fiorenza, Museo, Disco (= Diskus), Efora, Nisida, Gennaro, Falkone (= Großer Falke), Brenta, Equite, Incendio (= Brand), Eterea, Dongola, Genio (= Genius), Bagliore, Cit (= Eid), Europa, Enrico, Florida, Fantino, Amor! . . .

#### 206. Ein lieblicher Zug romanischen Volkstums.

Meiner Hauswirtin in Rom — Frau Peppina Larno, einer Spanierin, bei der ich einen römischen Winter zur Miete wohnte — schenkte ich für ihr Töchterchen, die Piccinina, einen schuhhohen St. Nikolaus aus Schokolade. Meine Mutter hatte mir ihn als deutschen Weihnachtsgruß gesendet.

Trotz sonstiger, fast sprichwörtlicher Naschgier der Südländerinnen versagten sich Mutter und Tochter den Genuß, nur um ihn als Andenken an mich aufzubewahren. Ich hielt den schokoladenen Heiligen natürlich für längst aufgespeist . . .

Nach vier Jahren kam ich wieder nach Rom. Meine Mutter, die Spenderin des St. Nikolaus, war in der Zwischenzeit gestorben, und ich hatte die Todesbotschaft Frau Peppina sofort zugehen lassen, weil sie für alles, was mich anging, eine rührende Zuneigung zeigte.

Als ich nach so langer Zeit bei meiner ehemaligen Hauswirtin wiederum eintrat, siehe, da stand mein alter St. Nikolaus unter einem großen, altmodischen Uhrenglas wie ein Hausheiliger auf einem Tischchen am Fensterpfiler!

Und die gute, treue Seele versicherte mir gerührt: sie verrichtete jeden Morgen ihre Andacht davor und bete mit ihrer Tochter „für die Seele meines toten Mütterchens“!

#### 207. Der Mäuseregen von Pola.

In den Zeiten, da es noch eine K. K. österreichisch-ungarische Monarchie gab und Pola der gewaltige Kriegshafen der österreichischen Marine war, wanderte ich unter strahlend blauem Sommerhimmel durch die Straßen jener Stadt, deren antike Gassenamen mir angenehm auffielen, hinaus zum wohlerhaltenen Augustempel.

Beim Näherkommen gewahrte ich auf einer Steinstufe jenes uralten Götterhauses eine große, geschreckte Katze sitzen, die, aufgereckten Kopfes, mit gespannter Aufmerksamkeit unverwandt nach dem hochgelegenen Fenster eines vierstöckigen Hauses gegenüber starrte.

Plötzlich sah ich drei schattenhafte Punkte durch die morgensonnige Bläue herniedersausen, als hüb' es großtropfig aus heiterem Himmel zu regnen an; in unmittelbarer Nähe entdeckte ich, daß es drei tote Mäuse waren, die eine Gönnerin des Tieres von oben ihm zugeschnellt hatte. Zwei der Tierchen lagen vor der Katze; sie hatte die dritte Maus bereits in der Fressarbeit.

Die Katze ließ sich durch meine Zuschauerschaft nicht im geringsten in ihrer Seelenruhe stören und fuhr voller Behagen fort, ihr Katzengabelfrühstück zu verspeisen.

Aus der Gier, mit der sie das mäusespendende Haus gegenüber schon zuvor beobachtet hatte, schloß ich, daß es wohl nicht die ersten Mäuseleichen waren, die von da oben ihr als Leckerbissen zugeflogen sein mochten. —

In meiner Jugend hatte ich, vielleicht sogar im ehemaligen Volksschullesebuch, gelesen, jedenfalls in der Schule gelernt und zeit lebens fest daran geglaubt, daß Katzen nur solche Mäuse auffräßen, die sie selber, womöglich nach einem grausamen Spiel mit ihnen, getötet hätten.

Die Katze von Pola hat mich indessen eines bessern über die Naturanlage der Katzen belehrt und ich bin dieser vierbeinigen Lehrmeisterin dankbar dafür. Sie hat mir die ganze Naturgeschichte auf den Kopf gestellt.

#### 208. Die Hökerin von Fano.

Fano! Das ist ein kleines Seebad, an der Küste des Adriatischen Meeres gelegen, so mitteninne zwischen Pesaro und Ancona.

Ein gar weltferner, einsamer Ort, der höchstens durch einen antiken Augustusbogen noch der Rede wert ist — um dessentwillen ich wenigstens ein paar Stunden ihm einmal gewidmet habe — und doch ist sein Name durch die Freundlichkeit einer einfachen Frau mir unvergessen geblieben.

Und das ging so.

Als ich über die Piazza, den Marktplatz des Fleckens, schritt, fühlte ich ein lebhaftes Bedürfnis, mir dort an einem öffentlichen Brunnen die Hände zu kühlen.

Das ist nun eine höchst alltägliche, sehr gewöhnliche Sache.

Daß aber eine Hökerin, die neben dem Brunnen ihren Obststand aufgeschlagen hatte, die mich von Haut und Haaren nichts an-